UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

3. JAHRGANG · FOLGE 6
BERLIN, 2. MÄRZHEFT 1944

THE LIBRARY OF CONGRESS
SERIAL RECORD
JUL 29 1949
Copy

Fahrschule für „schwere Brocken"
Junge Panzerfahrer schulen im Gelände. Neben dem Fahrlehrer sitzt der NSKK-Ausbilder, um jederzeit mit Rat und Hilfe bei der Hand sein zu können. Aufnahme: Machatschek

WER SICH DAS GÖTTLICHE WILL UND DAS HÖCHSTE IM LEBEN ERFECHTEN,
SCHEUE NICHT ARBEIT UND KAMPF, WAGE SICH KÜHN IN DEN STURM!

THEODOR KÖRNER

GENERALLEUTNANT DITTMAR:

FÜHREN VIELE WEGE NACH ROM?

Als die Nachricht von der Landung der Anglo-Amerikaner im Raum von Nettuno und Anzio bekannt wurde, hat wohl niemand im deutschen Volke sich dem Gedanken entziehen können, daß der Kampf in Süditalien damit in ein neues entscheidendes Stadium getreten sei. Kein Zweifel, daß man nicht ohne bestimmte Besorgnisse die Aussichten erwog, die sich dem Gegner mit diesem Schritt zu eröffnen schienen. Der von ihm gewonnene Landekopf mußte als gut gewählt angesehen werden: Hinreichend weit von der bisherigen alleinigen Kampffront abgesetzt, um eine Einwirkung gegen die tiefe Flanke unserer Abwehr auszuüben, schien er andererseits nahe genug, als daß die zur Umfassung über See angesetzten feindlichen Kräfte der Gefahr ausgesetzt gewesen wären, durch deutsche Gegenmaßnahmen isoliert und in der Vereinzelung geschlagen zu werden. See- und Luftwege von den anglo-amerikanischen Basen im Süden der Apenninen-Halbinsel bis zu dem zur Landung ausersehenen Küstenabschnitt waren kurz und mußten unter den gegebenen Umständen verhältnismäßig leicht zu schützen sein. Vor allem: Die unmittelbare Nähe von Rom sicherte dem Unternehmen ein allem Anschein nach leicht erreichbares militärisch und politisch in gleicher Weise bedeutsames Ziel und schloß die Gefahr aus, daß die Operationen ins Uferlose verlaufen könnten.

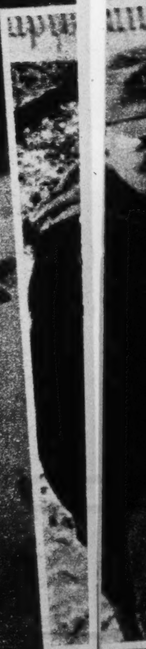
Wenden wir uns nunmehr den Ereignissen selbst zu: Die eigentliche Landung glückte, wie sie oft zu glücken pflegt, wenn eine mit allen technischen Mitteln ausgestattete, über die Herrschaft zur See und im Luftraum mindestens zunächst fast unbestrittene verfügende Macht den Ort der Handlung an einer ausgedehnten Küste selbst bestimmen kann.

Man muß diese Gegebenheiten immer wieder klar herausstellen, schon deshalb, um einer gewissen Enttäuschung, die in solchen Fällen Platz greifen kann, entgegenzutreten. Sie hat in diesem Falle sich als besonders grundlos erwiesen. Denn das ist sicher: Eine abgewiesene Landung hätte den Gegner kaum schwerer treffen können, als die augenblickliche Lage ihn trifft, die nicht nur beträchtliche Kräfte und Mittel für geraume Zeit festlegt, sondern ihn darüber hinaus zu immer neuen Anstrengungen in einer nunmehr wenig erfolgversprechenden Richtung zwingt. Wenig erfolgversprechend deshalb, weil jetzt die Zeit vorüber ist, in der Engländer und Amerikaner hoffen konnten, hier auf eine weiche Stelle gestoßen zu sein. Ein Gegner, der die Kraft zu so erfolgreichen Gegenstößen gefunden hat, wie es jener war, der die Engländer das kaum gewonnene Aprilia wieder verlieren ließ, ist nicht schwach, sondern muß inzwischen zu beachtlicher Stärke angewachsen sein. Auch ein Verlust von 4000 Gefangenen ist keine unerhebliche Tatsache, am wenigsten für den, der sie im Beginn einer entscheidungsuchenden Angriffsoperation erleidet. Und schließlich: Ein flacher Landekopf, der — noch oder wieder — drei Wochen nach der ersten Anlandung unter dem Feuer schwerster Fernkampfgeschütze des Gegners liegt, ist keine Basis für eine aussichtsreiche Fortführung der Operationen.

Wir wollen an dieser Stelle alles vermeiden, was nach einer Überbewertung des errungenen Erfolges aussehen könnte. Wir wissen, wie hart der Kampf gegen den mit allen Kampfmitteln ausgestatteten und sich im ganzen tapfer schlagenden Gegner gewesen ist und auch künftig sein wird. Deshalb soll in diesem Zeitpunkt die Dankbarkeit gegen die kaltblütige, auch kritischsten Lagen gewachsene Führung und die unendlich brave Truppe das vorherrschende Gefühl darstellen. Im Hinblick auf das operative und taktische Ergebnis aber mag zunächst das Moltke-Wort gelten, daß ein Erfolg immer zu etwas nütze sei. Zum mindesten hat er die anfänglich kritische Lage im italienischen Kampfraum zunächst einmal in erfreulichem Maße entlastet.

Es erscheint darum auch erlaubt, den Kämpfen im italienischen Raum einiges zu entnehmen, das als symptomatisch gelten kann. Wieder hat sich erwiesen, daß die Überlegenheit an Menschen und Kampfmitteln, die auch hier auf seiten unserer Gegner ist, sich unter den gegebenen Verhältnissen gegenüber der deutschen Führung und Truppe nicht so durchzusetzen vermag, daß daraus beachtliche operative Früchte für die andere Seite erwachsen könnten. Wenn wir sagen „unter den gegebenen Verhältnissen“, so liegt darin eine bewußte Einschränkung der allgemeinen Gültigkeit dieser Erfahrung insofern, als die Enge und der Gebirgscharakter des italienischen Kampfraumes vielleicht mehr als anderwärts eine volle Entfaltung der technischen Kampfmittel der Briten und Amerikaner verhindern. Andererseits dürfte sich auf Kriegsschauplätzen, wo ein wesentlich ausgeglicheneres Kräfteverhältnis mit Sicherheit gegeben sein würde, die gleiche Erscheinung, wenn auch auf Grund anderer Ursachen, höchstwahrscheinlich wiederholen. So ist es nicht unberechtigt, aus den Ereignissen in Italien gewisse Rückschlüsse auf andere mögliche oder wahrscheinliche Kampfhandlungen großen Ausmaßes zu ziehen. Sie können selbst dann nicht als besonders aussichtsreich für Briten und Amerikaner gelten, wenn wir unterstellen, daß die gegnerische Führung sich dort, wo sie den entscheidenden Schlag zu führen gedenkt, entgegen ihrer eingewurzelten Mentalität zu größerer Kühnheit durchringen sollte, als sie davon in Italien walten ließ. Ob ihr das gelingt, kann unerörtert bleiben, weil es eine Frage ist, bei der der Charakter der zur Führung berufenen Männer eine entscheidende Rolle spielt. Sicher ist aber, daß Landungsoperationen, wie sie für unsere Gegner zunächst allein in Frage kommen, mit ihren unzähligen technischen Voraussetzungen für kühne Eingebungen und weitreichende Planungen sehr wenig Spielraum zu geben pflegen. Die Strategie der Dampfwalze aber, wie unsere westlichen Gegner sie im Bewußtsein ihrer materiellen Stärke bevorzugen, hat gegenüber einem harten und

EIN BILDBERICHT FÜR „UNSER HEER“ VON GEFR. BENSER



1 Das weite, deckungslose Schneefeld war einzusehen. Zwei Grenadiere finden hier einen verwundeten Kameraden. Ihn schnellstens nach hinten zu schaffen ist eine selbstverständliche Pflicht. Die Zipfel einer Zeltplane werden unter den Achseln durchgezogen. Kriechend muß der Verwundete aus der Feuerzone in Sicherheit gebracht werden. Der Wettlauf mit dem Tode hat gefahrvoll Zentimeter um Zentimeter begonnen

2 Kaum zehn Minuten sind vergangen. Der Abend kommt, der Sonnenball hat die Horizontlinie erreicht. Im gedeckten Gelände geht es aufrecht mit der Trage weiter nach rückwärts zum Arzt beim Truppenverbandplatz — nun schon mit ausgreifenden Schritten

3 Der Arzt sieht gleich, daß höchste Eile geboten ist. „Wagen fertigmachen!“ Zuvor erhält der Schwerverwundete noch eine schmerzstillende Spritze und das Serum gegen Wundstarrkrampf. Dem Sankafahrer erklärt der Bataillonsarzt noch knapp: „Nun liegt es auch an Ihnen, Bertram, ob er durchkommt.“ Räder eilen nun mit dem Tod um die Wette

4 Bertram ist alter Sankafahrer, schweigsam, zuverlässig. Er hat den armen Kerl gesehen, er weiß Bescheid. Fahrt in die beginnende Nacht. Irgendwo lädt der Iwan Bomben ab. Dank der Spritze verfällt der Verwundete in einen dämmernden Schlaf. Der Sankafahrer quält sich die wenigen Kilometer nach dem Hauptverbandplatz durch. In einer Senke bleibt das Fahrzeug stecken. „Los, raus, wir müssen schieben, es eilt.“ Mit Kameradenhilfe bekommt Fahrer Bertram den Sanitätswagen wieder flott

5

WETTLAUF MIT DEM TODE

Nacht für Nacht muß Bertram den Weg zwischen HKL und Hauptverbandplatz fahren. Sein Wagen hält durch und er schon lange. Wenn dann die Sonne am bleigrauen Himmel hängt, ist er oft in der Ecke dicht neben der Tür des Operationsraumes eingeschlafen, in verdreckten Stiefeln, bereit, wenn er wieder gebraucht wird

5 … Hauptverbandplatz ist erreicht. Behutsam …d der Verwundete ausgeladen. Fahrer …rtram faßt mit an. Er trägt am Kopfteil der …ge. „Vorsichtig anheben." Er sieht vor sich …s bleiche Gesicht des Verwundeten. Bis …erhin tat er, was in seinen Kräften stand. …ine Minute hat er im Wettlauf mit …em Tode verschenkt. Nun kann nur noch …ztliche Kunst helfen und retten und der …ille zum Leben in dem Verwundeten selber

6 Kaum eine Stunde ist vergangen, liegt der Verwundete schon auf dem Operationstisch in einer ukrainischen Kate. Im hellen Licht tasten und arbeiten die Hände sicher und entschlossen. Können, Erfahrung und Wissenschaft ringen gegen den Tod mit der gleichen Präzision wie in einer modernen Klinik der Heimat. Die Handreichungen der Operationshelfer sind sicher und eingespielt. In dieser sachlichen Welt ist der Sankafahrer vergessen, nicht aber sein Beitrag und sein Anteil im Wettlauf gegen den Tod. Er war schneller als der dunkle Schatten

7 Nach Tagen ist er am Krankenbett und soll erzählen von jedem Meter Kampf durch den Morast. Er tut es kurz und knapp: „Sei froh, daß es so geklappt hat. Du hast nicht viel gemerkt, denn du hast ja gepennt. Und nun weiter gute Besserung. Mach's gut." Das war schon eine lange Rede für Bertram. Was sollte er sonst sagen. Von dem Tod, der wie ein Schatten mitgegangen war? Von dem Wettlauf mit dem Tode, den sie alle zusammen gegen den Einen gewonnen, und wie er dabei mitgeholfen hatte? Das braucht der Kamerad alles nicht zu wissen

dabei wendigen Gegner ebenfalls ihre Grenzen. Als Beweis dafür können die Kämpfe im Abschnitt von Monte Cassino und die ihnen vorausgegangenen Schlachten am Garigliano und bei Minturno gelten. Der unübertreffliche Kampfgeist der in Verbindung mit dieser Schlacht wiederholt genannten deutschen Verbände, vornehmlich kurhessisch-thüringischer Panzergrenadiere, hat zweifellos hier einmalige Leistungen gezeitigt. Aber wenn das Ergebnis dieser wochenlangen Kämpfe für die Anglo-Amerikaner bisher nicht anders als kümmerlich genannt werden kann, so hat dazu auch eine weitgehende Abhängigkeit der feindlichen Infanterie von ihrem Material beigetragen, dessen Übermaß eben doch nicht allen Eventualitäten des Kampfes angepaßt werden konnte.

Nettuno wie Monte Cassino sind — alles in allem — für Engländer und Amerikaner keine erfreulichen Erfahrungen, und es ist durchaus zu verstehen, wenn die Presse verbündeter und selbst neutraler Staaten aus ihrem Verlauf Lehren zieht, die der geplanten zweiten Front ein wenig günstiges Horoskop stellen.

Wir überlassen die Folgerungen, die sich aus den Kämpfen um Rom — denn darum geht es den Briten und Amerikanern — ergeben, zunächst bewußt unseren Gegnern. Aber auch dann liegt es nahe, daß wir die Ereignisse im italienischen Raum mit aufrichtiger Freude verfolgen. Die Kämpfe hier tragen nicht nur in militärischer Hinsicht ihren besonderen Charakter. Deutschland schützt mit der Hauptstadt Italiens eine der Herzkammern abendländischer Kultur gegen einen Gegner, der den bestimmenden Momenten unseres europäischen Empfindens verständnislos, wenn nicht sogar feindlich gegenübersteht. Der Kampf um Rom ist somit weit mehr als nur ein Kampf der Waffen.

Wir vergessen über den Ereignissen auf der Apenninen-Halbinsel nicht die Tatsache, daß alle Voraussetzungen für die erfolgreiche Abwehr im Süden wie für alle Erwartungen, die sich daran knüpfen lassen, nur deshalb gegeben waren, weil die Ostfront allen schweren Belastungen zum Trotz gehalten hat. Wir stellen diese Tatsache klar heraus, obwohl wir uns sehr genau daran erinnern, daß dieser unbestreitbare Erfolg im großen durch manche Preisgabe von Gelände im einzelnen erkauft werden mußte. Wir machen auch keinen Hehl daraus, daß erhebliche Materialverluste stellenweise nicht zu vermeiden waren. Dabei hat die weitgehende Verschlammung des Kampfgeländes, verbunden mit hartnäckigem Widerstand unsererseits, eine weit größere Rolle gespielt als ein besonders operatives oder taktisches Geschick der sowjetischen Führung, die ihre Chancen zwar meist mit unbestreitbarer Folgerichtigkeit wahrzunehmen verstand, in der Regel aber selbst höchst aussichtsvolle Situationen nicht zu abschließenden Erfolgen auszugestalten vermochte. Immer wieder haben deutsche Gegenaktionen die Lage dort, wo sie wirklich bedroht war, wiederhergestellt. Daß dies geschehen konnte, obwohl die zahlenmäßige Überlegenheit in herkömmlichem Maße bei den Sowjets lag, zeigt, daß Führung und Truppe auf deutscher Seite ihren schweren Aufgaben in einer Weise gewachsen waren, die jeden Vergleich aushält, ja ihn für eine unvoreingenommene Beurteilung eigentlich von vornherein ausschließen müßte.

Immer wieder müssen wir uns des Clausewitzschen Grundsatzes erinnern, daß alle Handlungen in einem Kriege ein unteilbares, auch bei weitester räumlicher Trennung irgendwie im Zusammenhang stehendes Ganze bilden. Die Beziehungen zwischen den Fronten, bestehenden und möglichen im Süden, Westen und Osten liegen auf der Hand. Das gilt im positiven wie im negativen Sinne. Jeder Rückschlag, jeder Erfolg an einer Stelle muß sich demnach früher oder später auch anderwärts auswirken. Insofern führen unmittelbare Fäden auch von den Kämpfen in Italien zu jener Front, die als Stätte der Bewährung unendlichen Heldentums, aber auch unsagbarer Leiden unsern Herzen besonders nahesteht: Zur Front im Osten! Was Führung und Truppe bei Nettuno, am Garigliano und bei Monte Cassino geleistet haben, wird auch auf die schwer ringende Kampffront gegen die Sowjets nicht ohne entlastende Einwirkung bleiben.

Pulver oder Watte

Im Visier: Thema Nr. 1

Man muß auch einmal ernsthaft darüber sprechen, da häufig genug viele Gespräche unter uns in das bekannte Thema Nr. Eins einmünden. Meist sind es einige wenige, die dabei das große Wort haben. Aber viele Kameraden hören ihnen widerspruchslos zu, aus einer Trägheit des Gewissens heraus, wenn die anderen über zugespitzte Bemerkungen und einigen Witzen zu handfesten Zoten übergehen. An diesem Punkt wollen wir einhaken, beileibe nicht als moralinsaure Sittlichkeitsapostel, doch mit der Absicht, auch in dieser Frage zu einem Nachdenken anzuregen und zu einer Besinnlichkeit und Besinnung zu führen.

Unser offenes Wort will sich mit der Zote, mit ihr allein, befassen. Die größere und lebenswichtigere Frage des Verhältnisses der Geschlechter zueinander, die Lebensfragen von Leidenschaft und Liebe sind umfassender und stehen weit darüber. Sie bleiben und sind eine persönliche Auseinandersetzung und Entscheidung eines jeden einzelnen, sind seiner Zucht und Haltung überlassen und seiner Verantwortung, die er gegen sein Volk und dessen biologische und rassische Lebensgesetze hat.

Wir meinen die — gelinde gesagt — schlechte Angewohnheit des Zotens, die auf Umwegen oder unmittelbar in den Dreck zerrt, was unantastbar bleiben sollte. Keiner von uns würde sich ohne Widerspruch noch einer handgreiflichen Reaktion einen Kübel Schmutz, Dreck und Schmiere über seine Uniform gießen lassen. Dagegen wehrt sich ein anerzogenes Sauberkeitsgefühl, weil es das Sinnlose, das Leichtfertige, das Zerstörerische darin einsieht. Aber gedankenlos hört sich der gleiche Kamerad wieder und immer wieder an, wie Dinge, die mit seiner menschlichen Würde eng verknüpft sind, mit schmierigen und klebrigen Bildern und Worten besudelt werden. Aus einer Stumpfheit des Herzens, die keineswegs unbedingt notwendig sein muß, glaubt er, darin eine Seite der Männerwelt, in der er als Soldat lebt, sehen zu müssen.

Selbstverständlich gehören auch derbe Worte zu dieser Welt. Ein derbes Wort vermag uns sogar zu helfen, wenn es Tatsachen unumwunden umschreibt, klarstellt und in seiner Treffsicherheit einen zupackenden Willen offenbart. Doch die Zote ist nicht derb, da in der Derbheit meist Echtheit, Wahrheitswille und eine robuste, unerschütterte Kraft hindurchschimmert. Dagegen ist die Zote schleimig, schmierig, klebrig, faulig, im Grunde ihrer Herkunft zersetzend und Werte und Anschauungen zerstörend. Sie unterhöhlt unser Gewissen in Geschmacks- und Haltungsfragen, das wir sonst eisern hochhalten. Wir sind es nicht gewohnt, Fragen und Äußerungen unwidersprochen hinzunehmen, die unser Soldatentum und unsere Waffenehre betreffen, sei es auch nur, daß sie in Worten oder Bildern verunglimpft würden.

Aber um so nachsichtiger sind wir gegen uns selbst wie auch gegen unsere Kameraden, wenn es um das Thema Nr. Eins geht. Mag sein, daß ein geistreicher Witz uns auf andere Gedanken zu bringen vermag. Aber schon Plattheiten sind sinnlos und unfruchtbar. Wir wollen auch zugeben, daß jene, die sich zu Spezialisten des Witzereißens entwickelt haben — wobei wir jene turmhoch darüber stellen, die in jeder Situation durch eine Fröhlichkeit, einen Blitz herrlichen Mutterwitzes ihren Kameraden wahre Seelenärzte sind —, kaum die bewußte Absicht haben, damit etwa zu zersetzen. Sie wollen meist sich und die anderen unterhalten, fortführen aus der Enge und Öde einer drückenden Gegenwart, sei es auch nur für kurze Dauer. Da es ihnen an Geschmack und Tiefe mangelt, nehmen sie dann ihre Zuflucht zu billigen Zweideutigkeiten und, angestachelt durch das aufflackernde Lachen, zu sehr handgreiflichen Eindeutigkeiten. Wir glauben, daß dieses nicht sein muß. Man kann auch seine Würde als Mann bewahren, kann sich selber auch in seinen Worten auf jener Stufe bewegen, auf der man zu leben, zu denken und zu handeln gewohnt ist. Denn jene, die so breit und sorglos mit ihren Worten in der Gosse bleiben, würden es sich energisch verbitten, wollte man ihre innere Anständigkeit nach ihren Worten bemessen, noch sie in ihrem männlichen Wert danach beurteilen.

Es gibt, das ist einmal sicher, mehr anständige Charaktere als Säuigel. Die haben nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, diesen die Meinung zu sagen oder sie alleinzulassen, wenn kameradschaftliche Hinweise nichts fruchten. Ein derbes Wort von ihrer Seite wirkt da meist Wunder.

Vier sensationelle Zeitungsmeldungen um das Schießpulver aus den Jahren 1846 bis 1886.

Zusammengestellt von Obgefr. Erich Haase mit Zeichnungen von Feldwebel Edwin Grazioli

Um den Frieden der Welt?

Obwohl Schönbein bereits einige Monate zuvor seine Schießbaumwolle erfunden hatte, war die Veröffentlichung in der Hannoverschen Zeitung das Gespräch des Tages. Selbst in den Wandelgängen der preußischen Provinziallandtage, wo es sonst nur um die wichtigste nationale Frage, um die Idee einer Verfassung ging, wurde darüber erregt debattiert

1846

Anfang August dieses Jahres berichtete ein gewisser Professor Otto in der Hannoverschen Zeitung über eine aufsehenerregende Erfindung. Danach sei es ihm gelungen, durch Eintauchen eines einfachen Wattebausches in eine Lösung von Schwefel und Salpetersäure diesen in einen höchst gefährlichen Sprengstoff zu verwandeln. Er, der Erfinder, sei sich über die Tragweite seiner Erfindung im klaren, die geeignet sei, das alte Schießpulver zu entthronen. Er wolle der Welt ein Geschenk machen und das Rezept dieser Erfindung hiermit der Öffentlichkeit preisgeben; er hoffe, dadurch dem Frieden der Welt zu dienen. Für die Welt war diese Meldung eine Sensation, sie wußte nicht, daß im Frühjahr des gleichen Jahres bereits Schönbein in Basel bei der Suche nach einem anderen Stoff ganz durch Zufall die Schießbaumwolle erfunden hatte. Um das Maß des Außergewöhnlichen, mit dem diese Erfindung das Licht der Welt erblickte, vollzumachen, kam als dritter der Professor Böttcher aus Frankfurt am Main, dem es ebenfalls im Sommer desselben Jahres gelungen war, die gleiche Erfindung zu machen. Die Welt war begeistert. In Paris und London, in Oslo und in Wien krachten die Gewehre und Geschütze mit dem neuen Schießstoff. Man stellte fest: dreimal so stark wie das alte Schwarzpulver und zudem fast rauchlos. Dreimal so schnell verließen die Granaten die Läufe. Dreimal so schnell — so sagten zunächst die Pessimisten — nützten sich aber auch die Rohre ab, und die Pessimisten und Gegner der Schießbaumwolle sollten recht behalten. Dazu kam, daß an vielen Ecken der Welt Pulverfabriken in die Luft flogen ... So wurde es recht schnell wieder still um die Schießbaumwolle

Schlachtenbilder ohne Pulverdampf?

Diese Meldung von der Erfindung eines rauchlosen Pulvers wäre zehn Jahre früher eine Sensation gewesen. Nach der Enttäuschung mit der Schießbaumwolle hatte diese lediglich noch Wert für Schlachtenmaler. Die „kleine Exzellenz" Menzel nahm diese Nachricht wie die übrige Welt mit Mißtrauen auf

1851

Die Begeisterung für die neue Schießwatte glich mehr einem Strohfeuer. Man kann diesen Vergleich fast wörtlich nehmen. Die Schießbaumwolle verbrannte zu schnell, sie war zu wild und ungezähmt, und, was noch schlimmer war, sie war unberechenbar. Als nach den vielen Unfällen die Welt nach Jahren die Bilanz zog, mußte man feststellen: Es lohnt die vielen Opfer nicht. Das Sprichwort von dem gebrannten Kinde, das das Feuer scheut, könnte gut in dieser Zeit erfunden worden sein. Man wollte nichts mehr wissen von neuen Pulvererfindungen. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn eine Zeitungsnotiz aus dem Jahre 1851 nur mehr am Rande vermerkt, daß es wieder einmal gelungen sei, diesmal einem Artilleriehauptmann namens Schultze, ein neues rauchloses Pulver zu erfinden. Dieser Hauptmann Schultze hatte ganz einfach die Kohle, die bisher neben Salpeter und Schwefel ein Bestandteil des alten Schwarzpulvers war, durch ausgelaugte Holzblättchen ersetzt. Der Gedanke war einleuchtend, zumal das Resultat befriedigend verlief. Aber wie gesagt, man war jeder Neuerung fast feindlich gesinnt, und da dieses neue rauchschwache Pulver keine Leistungssteigerung gegenüber dem alten Schwarzpulver darstellte, wurde mit rauchendem Schwarzpulver weitergeschossen

1868

Krupp siegt gegen Woolwich

Eins zu Null für Woolwich stand das Wettschießen im Frühjahr 1868. Die Gegner triumphierten. 1868 gelang es Krupp, eine Wiederholung dieses Schießens mit seinem neuen prismatischen Pulver herbeizuführen. 700 Schuß wurden aus der neuen Stahlguß-Hinterladerkanone verschossen, ohne daß das Rohr die geringsten Schäden zeigte. Der Gegner fiel beim 294. Schuß aus. Das war die große Sensation im August des Jahres 1868

Der „Norddeutsche Bund" hatte den Beschluß gefaßt, die neuen Geschütze für seine junge Flotte in England in Auftrag zu geben. Das war, wie gesagt, 1868. Man fragt sich heute: Gab es zu dieser Zeit noch keinen Mann wie Krupp in Deutschland? Hatte nicht Krupp schon 18 Jahre zuvor auf der Londoner Weltausstellung das erste stahlgegossene Kanonenrohr der erstaunten Welt vorgeführt? Krupp war empört! Er forderte ein Duell der Qualitäten in Form eines Wettschießens! Mit ungeheurer Spannung wurde der Verlauf und das Ergebnis dieser denkwürdigen Auseinandersetzung in den damaligen Zeitungen verfolgt. Krupp siegte. Nicht nur sein Geschütz war das bessere, er siegte auch über ein altes Erzübel der Deutschen, die eigene Leistung zu unterschätzen. Was aber nicht aus den Zeitungen zu erlesen war . . . Krupp hatte nicht nur den besseren Stahl, er hatte auch das bessere Pulver. Dieses Pulver war seine Idee. Wohl war die Schießbaumwolle stärker als das alte Schwarzpulver, es war aber viel zu schnell, um das träge Geschoß aus dem Lauf zu pressen, ohne dabei die Rohrwände zu beschädigen. Sollte das alte feinkörnige Schwarzpulver etwa auch diesen Nachteil besitzen? Krupp suchte nun nach dem Wege, die Verbrennung des Pulvers zu verlangsamen. Die Verbrennungsgeschwindigkeit des Pulvers hängt von seiner Oberflächengröße ab. Vergrößert man die Korngröße, so verringert man, so seltsam dies klingt, damit die Gesamtoberflächengröße. Hier lag die Lösung des Problems. Krupp ließ das feinkörnige Pulver zu walnußgroßen Prismen pressen. Die Gesamtoberfläche wurde dadurch verkleinert und die Verbrennungsgeschwindigkeit verlangsamt. Mit diesem neu geformten Pulver wurde nun der Engländer besiegt, und damit war zunächst auch der Kampf Pulver gegen Wolle zugunsten des Schwarzpulvers entschieden

Herr Nobel lebt gefährlich

Immer wieder versuchte dieser geniale Mann, seinen Zeitgenossen vorzuführen, daß es ihm gelungen war, den gefährlichen Sprengstoff Nitroglyzerin zu bändigen. Ja, er ging diesem sogar mit Feuer zu Leibe. Umsonst, die Welt war gegen ihn. Fluchtartig mußte er seine Arbeitsplätze von Schweden nach Deutschland und von Frankreich nach Italien wechseln

1886

Wir haben es heute leichter als in den Tagen um 1864. Wir schlagen in einem Lexikon nach und finden unter „Nobel" Auskunft über jenen außergewöhnlichen Mann aus Schweden, der zwanzig Jahre später, 1884, den Weg fand, den vor ihm alle Erfinder der Welt vergeblich suchten, den Weg, aus dem alten Schwarzpulver und der unbändigen Schießbaumwolle das Schießpulver zu entwickeln, das seitdem alle Patronen und Granaten füllt. Alle großen Ideen sind im Grunde auch sehr einfache, doch der Weg dazu ist meist ein langer und in diesem Fall ein gefährlicher. Glück und Unglück sind gleich verteilt auf dieser Welt, und Alfred Nobel kannte beides. Er gehörte zu den „gebrannten Kindern", die das Feuer dennoch nicht scheuen. Er hatte im Laufe der vielen Jahre, in denen er sich mit Schieß- und Sprengstoffen beschäftigte, viel vom Wesen dieser Stoffe angenommen, von diesen Stoffen, die, wenn man sie unter Druck setzt, nur erst recht ihre volle Kraft entfalten. Was ist zu tun, so fragte er sich, wenn man vor einem Stoff steht, der so gefährlich ist wie eine Herde Raubtiere, wenn man sie reizt? Man sperrt diese Tiere einzeln in einen Käfig. Das tat Nobel mit der Schießbaumwolle. Und der Käfig dafür hieß Gelatine. Das hört sich einfach an, dennoch dauerte es über 20 Jahre, bis aus dem hochbrisanten Sprengstoff unser modernes Schießpulver geformt war. 1886 war der Kampf: Pulver oder Schießbaumwolle? endgültig beendet. Mit Nobel begann eine neue Epoche der „chemischen Schießstoffe", die trotz vieler Überlegenheit dem alten Schwarzpulver einen Platz zuwiesen, sei es als Füllung in Zündschnüren oder als Beiladung für Granaten

Mit de
GR

Durch den Einsatz des Flugzeuges als Kampfmittel entwickelte sich im Weltkriege auch Schritt für Schritt die Heeresflak-Artillerie. Daß sie im jetzigen Kriege neu geschaffen werden mußte, liegt daran, daß sie uns durch das Versailler Diktat zerschlagen wurde.

Zu Beginn des Jahres 1940 befahl der Führer die Wiederaufstellung der Heeresflak. Seitdem kriegsgliederungsmäßig zum Heer gehörend, dient die Heeresflak auch ausschließlich den Heeresverbänden. Die Angehörigen der Heeresflak tragen die Uniform der Artillerie, in deren Regimentern diese Waffe entwickelt wurde. Als besonderes Abzeichen tragen die Heeresflak-Artilleristen auf den Schulterklappen eine geflügelte Granate. Bereits zu Beginn des Ostfeldzuges konnte eine Anzahl von Heeresflak-Abteilungen ausrücken.

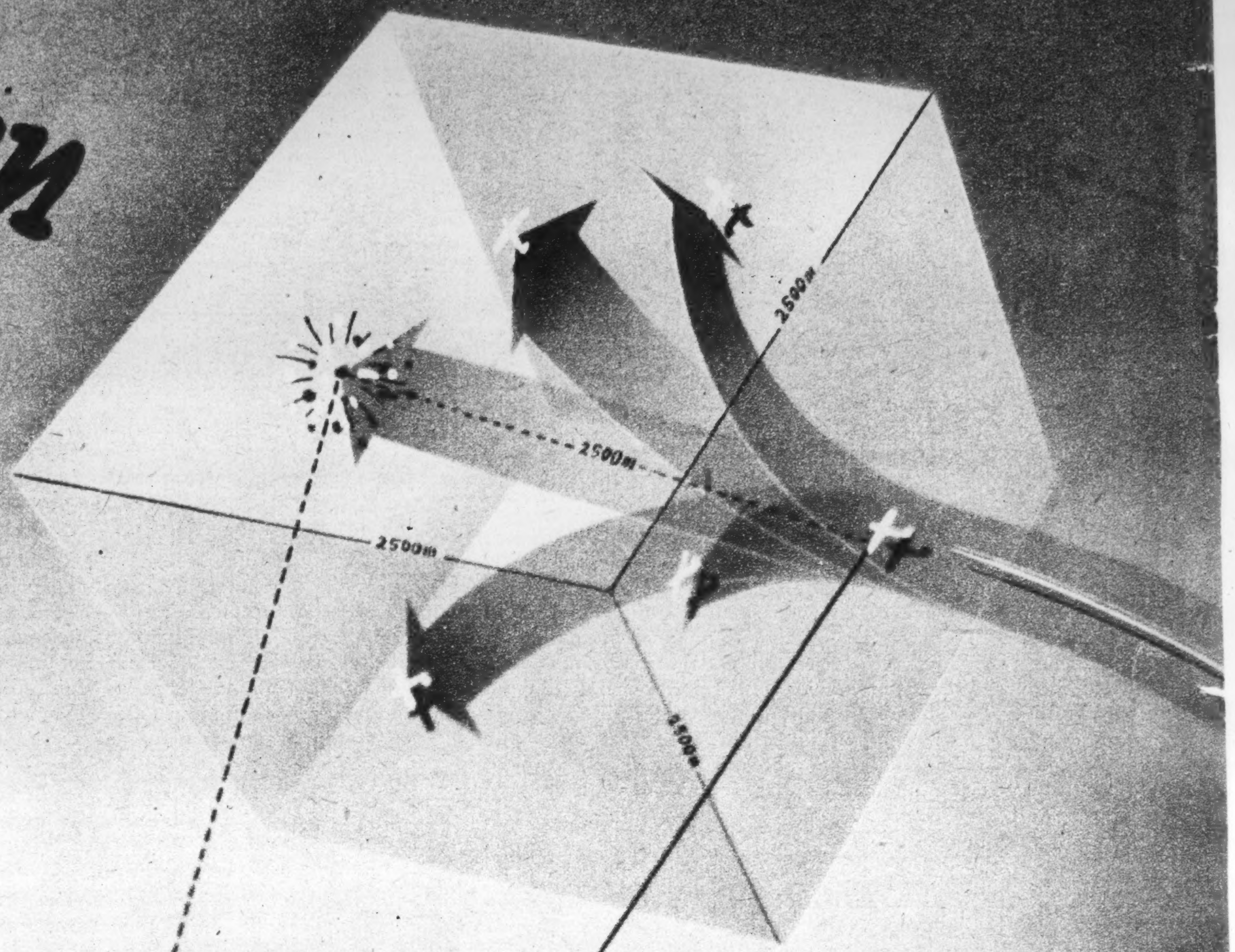
Seit 1942 steht die Heeresflak voll im Kampf. Heute sind die meisten Heeresflak-Verbände als selbständige Abteilungen in die schnellen Divisionen (Panzer- und Panzergrenadier-Divisionen) eingegliedert. Die Abteilungen bestehen in der Regel aus zwei schweren und zwei leichten Batterien und sind wie die Luftwaffenflak-Abteilungen bewaffnet. Die schweren Batterien sind mit 8,8-cm-Geschützen gegen Hochangriffe und Luftaufklärer ausgerüstet. Diese Geschütze eignen sich infolge ihrer gestreckten Flugbahn und der Durchschlagskraft ihrer Panzermunition noch besonders zur Panzerbekämpfung; die leichten Batterien mit 2-cm- bzw. 3,7-cm- oder Vierlingsgeschützen gegen Sturzkampf- und Tiefangriffe, zur Nahverteidigung und in besonderen Fällen auch zur Verstärkung des Feuers der schweren Infanteriewaffen.

Wo immer sich Ansammlungen bilden, wo die Truppe noch unentfaltet dem eigentlichen Einsatz zustrebt, während des Transportes, beim Ausladen, bei Versammlungen, auf dem Marsch, an Flußübergängen und in Bereitstellungen, übernimmt die Heeresflak die Fliegerabwehr.

Der Inspekteur der Heeresflak-Truppen, Generalleutnant Weidinger, kennzeichnet als Hauptaufgabe, für welche die Waffe geschaffen und die Truppe ausgebildet wurde, die Bekämpfung des Luftgegners. Wenn im bisherigen Verlauf des Krieges die Heeresflak so oft zum Erdkampf eingesetzt wurde, so lag das vielfach daran, daß die zahlreichen feindlichen Panzer der Truppe gefährlicher waren als die feindlichen Flieger, welche von der eigenen Luftwaffe in Schach gehalten werden konnten. Bei jedem Einsatz der Heeresflak zum Erdkampf ist aber zu bedenken, daß sie die einzige Waffe ist, welche mit Erfolg feindliche Flieger bekämpfen kann, während Erdziele von allen Waffen bekämpft werden können. Der Einsatz der Heeresflak im Erdkampf soll daher nur dann erfolgen, wenn eigene Luftüberlegenheit besteht und andere Waffen nicht in ausreichendem Maße zur Verfügung stehen.

Es gibt wohl keine andere Waffe, deren Einsatz schwieriger, komplizierter ist und die geradezu technischer Wunderwerke und Hilfs-

geflügelten NATE



mittel im Kampf bedarf. Der Flak-Artillerist allein weiß, was es heißt, ein Flugzeug abzuschießen, den Kampf mit dem Gegner im unbegrenzten dreidimensionalen Luftraum mit seinen fast unerschöpflichen Möglichkeiten für den Flieger aufzunehmen.

Sind schon die Geschütze mit ihrer hohen Feuergeschwindigkeit waffentechnische Spitzenleistungen, so trifft dies in viel höherem Maße auf die vielfältigen Apparate und Einrichtungen zu, die zur Ansprache und Bekämpfung eines beweglichen Luftzieles, wie es das Flugzeug ist, erforderlich sind. Ob der Flak-Artillerist nun Flugmelder, Scheinwerfer, Bedienungsmann am Kommandogerät oder Entfernungsmesser ist, ob er als Kanonier am Geschütz steht, ob er am Fernsprecher, in der Flugmeldezentrale, am Kartentisch sitzt — die einwandfreie Beherrschung der ihm obliegenden Pflichten und Aufgaben sind die Voraussetzung für den Enderfolg. Bruchteile von Sekunden entscheiden darüber.

Angreifer ist immer das Flugzeug. Es bestimmt das Gesetz des Handelns. Verteidiger ist die Flak-Artillerie. Sie hat sich in der Abwehr nach dem Angreifer, seinen Angriffsabsichten und Möglichkeiten zu richten. Dem Flugzeug stellen sich im Luftraum, bis auf naturgebundene Erscheinungen, keine wesentlichen Hindernisse in den Weg. Es ist vollkommen frei in seinem Handeln, seinen Bewegungen, in der Bestimmung seiner Flughöhe und Richtung, in der Wahl der Geschwindigkeit und Angriffsart. Einer solchen ungebundenen Angriffswaffe gilt nun der Kampf der Flak-Artillerie. Das zu bekämpfende Ziel ist klein, schnell und wendig und fliegt meistens in großer Höhe. Seine Fluggeschwindigkeit hat eine fortwährende Änderung der Entfernung zur Folge.

Würde man nun Geschütz und Geschoß auf dieses bewegliche Ziel richten und den Schuß auslösen, hat dieses wieder einige tausend Meter zurückgelegt. Der Schuß darf daher nicht dem Ziel gelten, sondern dem Punkt, wo Flugzeug und Geschoß nach genauer Berechnung mit Hilfe der Kommandogeräte zusammentreffen. Beträgt beispielsweise die Geschoßflugzeit 25 Sekunden, die Flugzeuggeschwindigkeit in der Sekunde 100 Meter, so muß das Geschoß 2500 Meter vorgehalten werden. Steht als oberster Grundsatz die Vernichtung des Gegners, so gilt auf der anderen Seite, ihn vom gezielten Bombenwurf fernzuhalten, ihm den Flugweg durch Sperrfeuer zu verlegen. Schon die Erreichung dieses Zieles bedeutet eine gewaltige Schwächung des Luftangriffes. Für die erfolgreiche Bekämpfung von Fliegern durch schwere Flak ist eine gewisse Feuerdichte erforderlich. Daher bekämpfen die Batterien ihre Ziele batterieweise mit allen vier Rohren. Im Gegensatz zur schweren Batterie erfolgt der Einsatz der leichten Batterien zugweise. Aber auch hier ist der Erfolg am größten, wenn die Aufstellung der Züge es ermöglicht, ihr Feuer auf ein Ziel zu vereinigen.

Die Granaten der Heeresflak erzwingen aber auch im Erdkampf manche Entscheidung. Mit echt infanteristischem Angriffsgeist fährt die Heeresflak im Hagel feindlicher Bomben, im stärksten Infanterie- und Artilleriefeuer in vorderster Linie auf. Wie einen Gürtel von Handgranaten legt die leichte Flak bei der Unterstützung des infanteristischen Kampfes mit ähnlicher Wirkung ihre Granaten vor die eigenen Stellungen. Sie nimmt Pakgeschütze und Artilleriestellungen, Widerstandsnester und Befehlsstellen aufs Korn. Das Erstürmen von Ortschaften und Waldrändern hilft sie vorbereiten, und gerne holt die Infanterie die Heeresflak herbei, wenn es gilt, ständige gegnerische Kampfanlagen unter Schartenbeschuß zu nehmen.

Der Einsatz der schweren Flak-Batterien gegen Erdziele erfolgt zur Verstärkung der Panzerabwehr und zur Bekämpfung besonders widerstandsfähiger Ziele, wie Betonbunker usw. In besonderen Fällen, wie z. B. bei Gefahr eines feindlichen Durchbruchs, können alle Flak-Batterien auch zur Abwehr der feindlichen Angriffe Verwendung finden. Im übrigen aber werden die schweren Flak-Batterien mit Rücksicht auf ihre Sonderaufgaben und ihre Sondermunition nicht zu Aufgaben der Artillerie, wie Batteriebekämpfung, Sperrfeuer, Störungsfeuer, Planschießen u. a., herangezogen.

Ist Einsatz von Heeresflak im Erdkampf, insbesondere zur Panzerbekämpfung, notwendig, so erfolgt er meist in Form von Flak-Kampftrupps, bestehend aus zwei schweren Geschützen und drei leichten Geschützen, wobei die leichten Geschütze den Schutz gegen Tiefflieger übernehmen und ungepanzerte Erdziele bekämpfen. Wegen ihres hohen Aufbaues und ihrer Beweglichmachung auf Sonderanhängern sind die schweren Geschütze nicht zum Einsatz in vorderster Linie geeignet. Sie dürfen nicht mit den stark gepanzerten Sturmgeschützen verwechselt werden. Ihr Einsatz erfolgt zweckmäßig tief gestaffelt hinter den panzerbrechenden Waffen.

Die Kampfverwendung der Heeresflak ist also sehr vielseitig. Sie hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens in den schweren Kämpfen im Osten ihre volle Daseinsberechtigung durch den Abschuß von vielen hundert feindlichen Flugzeugen und schweren Panzern bewiesen.

Leutnant Huber-Bernstadt

Die Schießberechnung bei beweglichen Objekten zu Lande stellt durch ihre zwei Dimensionen schon eine recht schwierige Aufgabe dar. Die Errechnung der Schießgrundlagen im dreidimensionalen Luftraum kann man mit Fug und Recht als höhere Mathematik bezeichnen. Dazu kommt, daß die Objekte im freien Raum erheblich größere Geschwindigkeiten aufweisen. In unserer Darstellung bedeutet der in den Luftraum gezeichnete Kubus die geometrische Figur der drei Dimensionen. Die Ausdehnung dieses Würfels, in unserem Fall zweieinhalb Kilometer, richtet sich nach der Geschwindigkeit des Objektes. Aus unserer Zeichnung ist auch ersichtlich, welche erhöhten Anforderungen für ein Abschußergebnis durch die Ausweichmöglichkeiten des Gegners im freien Raum gestellt werden. Also Hut ab vor den Leistungen unserer Heeresflak

Werden im Kriege mehr Knaben geboren?

DAS BIOLOGISCHE RÄTSEL DES KNABENÜBERSCHUSSES IN KRIEGSJAHREN

Jeder weiß, daß schon in normalen Zeiten stets mehr Jungen als Mädel geboren werden. In Kriegszeiten sollen noch mehr Jungen — im Verhältnis zu den Mädelgeburten — zur Welt kommen als sonst. Ob diese geheimnisvolle Regel sich auch in diesem Kriege bestätigt, das ist die Frage, auf welche die Antwort noch aussteht. In der Tat besagt die Tatsache, daß heute mehr Jungen als Mädel geboren werden, durchaus noch nicht, daß dieser Jahrgang, wenn er erst heiratsfähig ist, ebenfalls einen Männerüberschuß aufweisen wird. Die „wilderen" Knaben, so lautet eine andere Regel, sind im Kindesalter stärker gefährdet als die sanfteren Mädchen. Soll also später jeder Hans seine Grete oder, zeitgemäßer ausgedrückt, jede Inge oder Heike ihren Jürgen oder Uwe finden, so müssen eben zunächst einmal mehr Jungen als Mädel geboren werden. Das ist eine Deutung des ständigen Knabenüberschusses, die beinahe restlos überzeugend wäre, wenn nicht —. Ja, wenn es die Erscheinung des erhöhen Knabenüberschusses im Kriege nicht gäbe! Dafür hat man nämlich noch keine Erklärung.

Fünfhundert Theorien

Seit über zweihundert Jahren wird diese Erklärung gesucht. Schon der Begründer der deutschen Bevölkerungswissenschaft, Johann Peter Süßmilch, glaubte an die Erhöhung des Knabenüberschusses in Kriegszeiten und versuchte sie zu ergründen. Im 17. Jahrhundert soll es darüber schon 262 verschiedene Theorien, zu Beginn des 18. Jahrhunderts sogar fünfhundert Theorien gegeben haben. Eines haben die gelehrten Herren von damals uns mitzuteilen leider vergessen: wie sie überhaupt darauf kamen, daß in Notzeiten mehr Jungen geboren wurden. Auch heute ist diese Feststellung noch gar nicht so einfach. Nicht umsonst sind die Fehler in der Statistik beinahe eine Wissenschaft für sich. Ein solcher Fehler wird zum Beispiel in den Geburtenziffern Chinas vermutet, die von jeher einen ungewöhnlich hohen Knabenüberschuß zeigen. Ganz klar, hieß es dann, in China herrscht für die Masse des Volkes ständig Hungersnot, also der beste Beweis für die sogenannte Ernährungstheorie des Knabenüberschusses nach der Formel: je weniger zu essen, desto mehr Knabengeburten. Durchaus nicht klar, hieß die Antwort darauf, denn in China gelten kleine Mädchen fast gar nichts, sie wurden daher vielfach gar nicht erst angemeldet und nicht mitgezählt.

Die Schlüsselzahl für das Geschlechtsverhältnis der Neugeborenen hielt sich für das Reich von 1876 bis 1915, also über vierzig Jahre, bei 106 konstant. In den Jahren 1916 bis 1919 erfolgte ein Anstieg auf fast 109. Seit 1922 ist die Zahl wieder bei 106 ziemlich gleichbleibend. Auffallend ist die Beständigkeit der Zahl in vielen Jahrzehnten, um so auffallender natürlich auch der an sich so geringe Anstieg im ersten Weltkrieg. Wie in Deutschland hatten während des Weltkrieges 1914/18 auch die anderen europäischen Staaten eine Steigerung der Knabengeburten zu verzeichnen, und zwar in dem Ausmaße, in dem die Länder vom Kriege in Mitleidenschaft gezogen wurden. An erster Stelle stehen Deutschland und Österreich, dann folgen die anderen kriegführenden Staaten und schließlich die neutralen Staaten, bei denen der Anstieg gering ist und auch erst spät erfolgt.

Statistische Thesen

Es ist, wenn wir wieder mehr Zeit für solche Dinge haben, wirklich die Doktorarbeit eines angehenden Statistikers wert, zu ergründen, wieso man dann schon vor zweihundert Jahren über den Knabenüberschuß und seinen Anstieg in Kriegszeiten etwas wußte. Johann Peter Süßmilch hatte zur Hauptsache nur die Kirchenbücher seiner Zeit zur Verfügung. Und heute gibt es vorsichtige Statistiker, die selbst der modernen Menschenbuchführung über viel größere Volkskörper im Punkte der These „Mehr Knabengeburten im Kriege" nicht ganz trauen. Eigentlich sollte dieser Krieg die erste Bestätigung für den merkwürdigen Anstieg der Knabenkurve im ersten Weltkrieg bringen. Aber ohne weiteres läßt sich der Vergleich doch nicht ziehen. Denn in der Ernährung geht es uns in diesem Kriege zweifellos unvergleichlich besser als damals. Die Soldatenfrauen sind durch den Familienunterhalt ganz anders gestellt. Schutz und Fürsorge für die werdende Mutter gehen heute viel weiter. Andererseits ist neu in diesem Kriege der Faktor des verschärften Luftkrieges, zunächst mit der Belastung durch viele Alarme, dann durch die Terrorangriffe; und welchen Einfluß die großen durch die Evakuierung erfolgten Bevölkerungsverschiebungen auf die Feinheiten der Geburtenstatistik haben, wissen wir heute noch gar nicht. Was ist nicht schon alles mit dem schwankenden Knabenüberschuß in Beziehung gesetzt worden: das Alter der Ehepartner, das Ansteigen der Erstgeburten, der Rückgang der Fehlgeburten, Stadtarbeit oder Landarbeit, städtische oder ländliche Ernährung, der in Kriegszeiten unzweifelhaft verstärkte „Wille zum Kinde".

Biologische Ursachen?

Die Sache wird damit nicht nur immer verwickelter. Sie wird immer rätselhafter, wenn man bedenkt, daß wir eigentlich eine große Probe auf das Exempel des so geheimnisvollen reagierenden Knabenüberschusses ja schon in den Jahren 1933/34 hätten machen können. Mit der Machtübernahme setzte ein gewaltiger biologischer Umschwung in Deutschland ein. Die Abtreibungen nahmen gewaltig ab. Die Zahl der ersten Kinder nahm von 1933 auf 1934 fast um die Hälfte zu. Die Zunahme der Eheschließungen war außerordentlich und betraf vor allem die Frauenjahrgänge zwischen 24 und 32, und der Wille zum Kinde war ungemein verstärkt. Alle diese Momente hätten nach der damaligen Auffassung im Sinne eines gesteigerten Knabenüberschusses sich auswirken müssen. Das ist damals aber nur in ganz geringem Ausmaß und auf dem Lande überhaupt nicht geschehen.

Man kann das Problem natürlich auch rein von der biologischen Seite her anpacken. Das hat neuerdings der Vererbungsforscher von Tschermak-Seysenegg getan und ausgerechnet, daß, wenn man drei Nebenfaktoren für die Vererbung des Geschlechts annimmt, nach den bekannten Vererbungsgesetzen zwangsläufig auf 31 Mädchen 33 Jungen oder auf 100 Mädel 106,45 Knaben kommen müssen. Das wäre der Normalfall. Für den unteren Grenzfall ergäbe sich die Verhältniszahl 103, für den oberen Grenzfall die Zahl 109,8. Bliebe aber immer noch die Frage, wieso die Geburtenziffer mancher Völker dem unteren Grenzfall, die anderer Völker dem unteren Grenzfall nahekommt, und wieso in Kriegszeiten die Zahl ansteigt! Ein Einfluß der Umwelt ist also wohl kaum zu leugnen. Von dieser letzten Tatsache und davon, daß beim Menschen — anders ist es bei den Vögeln — das Geschlecht durch die männliche Samenzelle bestimmt wird, geht der deutsche Arzt Unterberger bei einer ebenfalls interessanten Theorie aus. Ob Junge oder Mädel — das entscheidet sich damit, ob es zuerst einer Samenzelle mit dem männlichen Erbfaktor oder einer Samenzelle mit dem weiblichen Faktor gelingt, die mütterliche Eizelle zu erreichen. Nach Unterberger soll nun der verschiedene Säuregrad der Schleimhäute in den mütterlichen Geschlechtswegen die männlichen Keime gegenüber den weiblichen begünstigen oder benachteiligen. Bei Tierversuchen seien durch entsprechende Behandlung mit Milchsäure entsprechend mehr Weibchen erzielt. Bei Spülungen mit basischen Flüssigkeiten sollten umgekehrt beim Menschen mehr Knabengeburten bewirkt worden sein. Die Neigung zu Knabengeburten werde auf ähnliche Weise durch eine Umstimmung des mütterlichen Organismus im Kriege durch die geringe Schonung und stärkere Arbeitsanspannung der Frauen ungewollt erhöht.

Vorläufig können wir dazu nur feststellen, daß offenbar die Biologen und Mediziner auf der einen Seite und die Statistiker auf der anderen Seite eben erst anfangen, sich bei der Untersuchung unseres Problems zu gemeinsamer Arbeit zu vereinigen. Wenn jetzt in Schweden die amtliche Statistik erstmalig dem Problem mit besonderen Fragebogen zuleibe gehen will, bezweifeln wir, daß das die endgültige Lösung bringen wird. Und wahrscheinlich ist es gut so. Denn man stelle sich vor, die Eltern könnten wirklich von sich aus entscheiden, ob sie einen Jungen oder ein Mädel bekommen. Dann müßte es notwendig dahin kommen, daß jedes Brautpaar vom Standesamt einen Bezugsschein oder eine Zuteilungsmarke für Jungen oder Mädel mitbekäme. Denn wenn die Natur nicht mehr für ein erträgliches Gleichgewicht von Mann und Frau sorgen könnte, müßte der Staat auch hier regelnd und kontingentierend eingreifen. Seien wir also damit zufrieden, daß das Rätsel des Knabenüberschusses für die Bevölkerungswissenschaft vielleicht ein ähnliches Problem ist wie die Quadratur des Zirkels für die Mathematik, unlösbar, aber immer wieder die Geister zu neuer Arbeit und damit zu neuen Erkenntnissen anregend.

Ernst Burkhardt

UNSERE KNOBELECKE

Karreerätsel

1	2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	31	32
33	34	35	36	37	38	39	40
41	42	43	44	45	46	47	48

Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. Die Buchstaben von 1 bis 48 ergeben, fortlaufend gelesen, ein Wort von Bismarck.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Wehrmachtangehöriger	4 28 20 12 8 15
2. drohendes Unheil	9 10 18 21 6 26
3. Ostseebad in Mecklenburg	1 17 23 15 3 28 33
4. preußischer Freiheitskämpfer	23 5 27 2 30 7
5. Teil der Rundfunkanlage	8 11 15 13 14 35 16
6. Dichter der Freiheitskriege	21 39 47 24 15
7. griechisches Heldengedicht	38 31 41 8 45
8. Nutzen, Ertrag	44 19 37 43 35 42
9. Sandhügel am Meer	48 22 25 47 29
10. Tatkraft	32 36 34 26 44 46 40

WER HAT'S GERATEN?

Auflösungen aus der vorigen Folge

Raten und Rechnen:

$$\begin{array}{l} 16 \times 9 = 144 \\ \times \quad \times \quad : \\ 3 \times 4 = 12 \\ \hline 48 - 36 = 12 \end{array}$$

Silbenrätsel: 1. Drahtverhau, 2. Eskorte, 3. Revolver, 4. Mäusebussard, 5. Urania, 6. Tacitus, 7. Island, 8. Samurai, 9. Talsperre, 10. Donauwörth, 11. Artillerie, 12. Strategie, 13. Lorbeer, 14. Ehrensache, 15. Basis, 16. Erec, 17. Nargileh, 18. Dievenow, 19. Insulinde, 20. Garibaldi, 21. Ephialtes, 22. Firnis, 23. Elektrizität. Der Mut ist das lebendige Feuer, das die Heere schweißt.

Führerpakete werden weiter ausgegeben

Im zweiten Februarheft 1944 („Unser Heer", Folge 4) schrieben wir in unserer Visier-Spalte über das Führerpaket. In Anlehnung an die im HV-Blatt veröffentlichten Bestimmungen wiesen wir darauf hin, daß die Ausgabe des Paketes auf die Zeit vom 15. Oktober 1943 bis März 1944 beschränkt sei. Wie wir nunmehr erfahren, läuft die Aktion des Führerpaketes nicht im März zu Ende, sondern dauert bis auf weiteres an. Wir brauchen wohl nicht zu versichern, daß wir uns in diesem Falle gern berichtigen.

Wer war YORCK?

Blücher nannte ihn „den alten Isegrim“, und wer diesen wetterharten Schädel, diese kühne Nase und den energischen Mund sieht, der wird gut glauben, daß dieser Graf Yorck von Wartenburg hart und scharf „wie gehacktes Eisen“ war, daß er einen Feuerkopf besaß, einen trotzigen dazu, in allem aber dastand als das Urbild eines Soldaten von friderizianischer Wucht und Größe!

Yorck gehört zu den markantesten Persönlichkeiten der Freiheitskriege. Seinen Namen führte jeder Soldat im Munde, die Männer seines Korps aber hingen an ihm mit abgöttischer Liebe. Er war ein Soldat so recht nach dem Herzen des Volkes. Denn das Draufgängertum paarte sich bei ihm mit einer hohen moralischen Kraft und mit einem unbedingten Sinn für Gerechtigkeit und strengste Pflichterfüllung. Er selbst war vorbildlich in seinem Diensteifer, sein ganzes Leben war, wie er in einem Brief an seinen Sohn schreibt, „frei von dem Vorwurf einer versäumten Pflicht“. Ehe er 1799 als 40jähriger das Jägerregiment in Mittenwalde übernahm, hatte er sich in der Welt gehörig den Wind um die Nase wehen lassen und im Dienste der ostindischen Kompanie in Indien und Südafrika gefochten. So gelang es dem erfahrenen Offizier auch bald, aus dem Jägerkorps, dem ein etwas sonderbarer Ruf von ausgelassenster Wildheit vorausging, eine disziplinierte Truppe zu machen.

Vor dem Siege von Laon, wo Yorck durch einen selbständigen kühnen Angriffsentschluß Napoleon den Todesstoß versetzte, hatten andere kühne und hervorragende Waffentaten den Verlauf der Freiheitskriege entscheidend beeinflußt, so an der Katzbach, beim Elbübergang bei Wartenburg und in der blutigen Schlacht bei Möckern. Unvergeßlich aber bleibt der Name „Tauroggen“, denn hier entschied Yorck über das Schicksal Preußens. „Gegen sein Gefühl“ hatte er im russischen Feldzug von 1812 das Kommando über das preußische Hilfskorps Napoleons übernommen. Nun, nach der völligen Niederlage der französischen Armee, sah er die Stunde für gekommen, in der Preußen seine Freiheit wieder erringen konnte. Am 30. Dezember 1812 schloß er mit den Russen die Neutralitätskonvention von Tauroggen, die dann im Frühjahr 1813 zur preußischen Erhebung führte. Es war für den untadeligen Offizier, dem der Gehorsam als die höchste Pflicht des Soldaten galt, nicht leicht, diesen schwerwiegenden Entschluß zu fassen. „Mit blutigem Herzen zerreiße ich die Bande des Gehorsams“, so gesteht er selbst und bittet seinen König, „bei dem Urteil, das gefällt werden muß, auf meine Person keine Rücksicht nehmen zu lassen.“

Neben dem glühenden Patrioten, neben dem schlachtengewaltigen Führer, für den die Truppe ihr Letztes gab, steht noch ein anderer Yorck. Es ist der Ausbilder Yorck, wenn wir ihn hier einmal so nennen dürfen. Es ist der Jägerkommandeur, der in seiner Truppe einen durchgeistigten, die Selbsttätigkeit des einzelnen fördernden Gefechtsdrill schafft. Es ist der spätere Inspekteur der leichten Truppen, der Instruktionen in neuzeitlichem Geist verfaßt, keine „Formeln für alle Fälle, sondern nur allgemeine Regeln der Erfahrung“, der praktische Regeln für den Vorpostendienst entwirft, die noch heute ihre Geltung haben. Sein Hauptverdienst ist die Schaffung einer einfachen Ausbildungsmethode, ohne alle übertriebenen Feinheiten und Äußerlichkeiten, allein auf das Wesentliche zielend. Diese Methode gab dem Preußen von 1813 in kurzer Zeit eine kampfkräftige Truppe.

Wir verkleinern nicht das Bild dieses großen Soldaten, wenn wir eingestehen, daß er nicht ohne Fehl war. Den genialen Gedanken eines Gneisenau konnte er bisweilen nicht folgen, und oft genug machte er seinem Unmut über die „Kraftgenies“ im Oberkommando der schlesischen Armee in

beißendem Sarkasmus Luft. Bei diesem gespannten Verhältnis war Blücher stets der Vermittelnde. Nur zu gut wußte er, daß der Alte „wohl brumme, aber auch beiße“. Herzhaft und rauhbeinig, wie es Blüchers Art war, feierte er seinen Heerführer mit den Worten — und dieser treffliche Ausspruch mag das Lebensbild dieses preußischen Feldmarschalls abrunden: „Der Schwerenöter, der Yorck, ist schwer ins Feuer zu bringen, aber habe ich ihn einmal drin, so ist keiner besser wie er!“

K. M.

RITTERKREUZTRÄGER

Oberleutnant d. R. Friedrich Arnold,
Zugführer in einer Sturmgeschütz-Abt.

Oberst Andreas von Aulock,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Oberst d. R. Rudolf Bacherer,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Major Leopold Bartl,
Kommandeur eines Pionier-Bataillons

Unteroffizier Günter Bartsch,
Gruppenführer in einem Panzer-Grenadier-Regiment

Oberwachtmeister Karl Becher,
Batterieoffizier in einem Artillerie-Rgt.

Oberfeldwebel Xaver Bittl,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Oberst Friedrich Blümke,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Hauptmann Wilhelm Broeffel,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment

Hauptmann d. R. Ernst Bunge,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment

Oberwachtmeister Günther Chrzonsz,
Geschützführer in einer Sturmgeschütz-Abteilung

Hauptmann Wilhelm Drewes,
Bataillonsführer in einem Panzer-Grenadier-Regiment

Major Heinrich Dörnemann,
Kommandeur einer Panzer-Aufklärungs-Abteilung

Oberfeldwebel Edwin Ebinger,
Kompanietruppführer in einem Gebirgsjäger-Regiment

Hauptmann d. R. Siegfried Fackler,
Kompaniechef in einem Grenadier-Rgt.

Generalmajor Maximilian Felzmann,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Oberst Arthur Finger,
Kommandeur eines Artillerie-Regiments

Oberfeldwebel Friedrich Fluhs,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Obergefreiter Richard Foldenauer,
Kompaniemelder in einem Gren.-Rgt.

Major Karl Frewer,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment

Obergefreiter Friedrich Glaser,
Pak-Richtschütze in einem Gren.-Rgt.

Generalleutnant Werner Goeritz,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Rittmeister d. R. Hans-Christoph Grießbauer †,
Schwadronschef in einem Füsilier-Batl.

Oberstleutnant Siegfried Grotheer,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Hauptmann Julius Grund,
Bataillonskommandeur in einem Gebirgsjäger-Regiment

Oberst Josef Haas,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Leutnant d. R. Dietrich Hecht,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberstleutnant Helmut Hufenbach,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Oberleutnant d. R. Max Johne,
Kompaniechef in einem Grenadier-Rgt.

Generalleutnant Hans Kamecke †,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Oberst Paul Keiser,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Leutnant d. R. Wilhelm Knauth,
Kompanieführer in einer Panzer-Abt.

Oberleutnant Heinz Künnecke,
Kompaniechef in einem Infanterie-Batl.

Oberleutnant Ferdinand Küster,
Kompaniechef in einem Grenadier-Rgt.

Generalleutnant Arthur Kullmer,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Major d. R. Hermann Lampe,
stellvertretender Führer eines Grenadier-Regiments

Unteroffizier Otto Loose,
Pak-Führer in einem Grenadier-Rgt.

Major d. R. Erich Lorenz,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment

Major Richard Metzger,
Kommandeur eines Infanterie-Batls.

General der Infanterie Friedrich Mieth,
Kommandierender General eines Armeekorps

Hauptmann d. R. Emil Möller,
Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberfeldwebel Zeslaus Montreal,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Hauptmann Heinz Mothes,
Führer eines Grenadier-Bataillons

Generalleutnant Ludwig Müller,
Kommandeur einer Jäger-Division

Major Wilhelm Naedele,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment

Major Georg Nagengast,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment

Oberjäger Karl Oberkircher,
in einem Gebirgsjäger-Regiment

Oberleutnant d. R. Helmuth Ott,
Kompaniechef in einem Grenadier-Rgt.

Hauptmann Karl Pabst,
Abteilungskommandeur in einem Gebirgsartillerie-Regiment

Hauptmann Heinz Paulussen †,
Führer einer Panzer-Aufklärungs-Abt.

Oberleutnant d. R. Werner Peters,
Bataillonsführer in einem Gren.-Rgt.

Hauptmann d. R. Werner Pietsch,
Kompaniechef in einem Panzer-Regiment

Major Karl Pilst,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment

Unteroffizier Leopold Poschusta †,
Zugführer im Füsilier-Regiment „Großdeutschland“

Generalleutnant Albert Praun,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Unteroffizier Johann Prchal,
Gruppenführer in einem Grenadier-Rgt.

Hauptmann Joachim Quassowski,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment

Generalleutnant Heinrich Recke,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Major Ernst Rehm,
Kommandeur einer Panzer-Aufklärungs-Abteilung

Oberleutnant Karl Renoldner †,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Hauptmann Emil Rentschler,
Kommandeur eines Grenadier-Bataillons

Obergefreiter Otto Rieß,
Geschützführer in einem Grenadier-Rgt.

Hauptmann Wilhelm Rüngeler,
Kommandeur eines Sturm-Pionier-Batls.

Leutnant Fritz Runge,
stellvertretender Bataillonsführer in einem Grenadier-Regiment

Obergefreiter Willi Schaffner,
in einem Grenadier-Regiment

Hauptmann Hermann Scharnagel,
Kommandeur eines Pionier-Bataillons

Oberleutnant d. R. Georg Schauer,
Schwadronsführer in einem Divisions-Füsilier-Bataillon

Leutnant d. R. Walter Schellhase,
vorgeschobener Beobachter in einem Werfer-Regiment

Leutnant Franz Schmid,
Kompanieführer in einer Schnellen Abt.

Oberst Gerhard Schmidhuber,
Kommandeur eines Panzer-Gren.-Rgts.

Obergefreiter Erich Schmitt,
Gruppenführer in einem Grenadier-Rgt.

Feldwebel Heinrich Schollen,
Zugführer in einem Panzer-Gren.-Rgt.

Oberleutnant Heinz Schröder,
Batteriechef in einem Artillerie-Rgt.

Oberst Dr. Johannes Schulz,
Kommandeur eines Panzer-Gren.-Rgts.

Leutnant d. R. Bernhard Sowada,
Zugführer in einer Sturmgeschütz-Abt.

Hauptmann Franz Sternbach,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment

Major Ernst Stock,
Führer eines Grenadier-Regiments

Wachtmeister Adolf Stück,
vorgeschobener Beobachter in einem Artillerie-Regiment

Oberstleutnant i. G. Georg von Stünzner †,
Erster Generalstabsoffizier in einer Panzer-Grenadier-Division

Oberleutnant Arno Taulien,
Kompaniechef in einem Panzer-Regiment

Hauptmann Karl Thieme,
Bataillonskommandeur in einem Panzer-Grenadier-Regiment

Obergefreiter Georg Thumbeck,
Gruppenführer in einem Panzer-Grenadier-Regiment

Oberst Max Ulich,
Kommandeur eines Panzer-Gren.-Rgts.

Hauptmann Friedrich Wandel,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment

Oberstleutnant Arthur Wanke,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Major Karl Warnhoff †,
Führer eines Grenadier-Regiments

Major Guido von Wartenberg,
Führer eines Panzer-Grenadier-Regiments

Oberst Gerhard Weber,
Kommandeur eines Panzer-Gren.-Rgts.

Wachtmeister Paul Wegener,
Geschützführer in einer Sturmgeschütz-Abteilung

Leutnant d. R. Rudolf Weinelt,
Führer einer Panzerpionier-Kompanie

Feldwebel Georg Weiß,
Gruppenführer in einem Grenadier-Rgt.

Hauptmann Ludwig Weißmüller †,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment

Hauptmann Walter Westenberger,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment

Generalleutnant Franz Westhoven,
Kommandeur einer Panzer-Division

Hauptmann Wolfgang Wiedemann †,
Kommandeur einer Panzer-Aufkl.-Abt.

Hauptmann d. R. Hans Wienke †,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment

Hauptmann Rainer Winckler,
Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Feldwebel Georg Wirth,
Pakzugführer in einem Grenadier-Rgt.

Feldwebel Kaspar Wittkamp,
in einem Grenadier-Regiment

Leutnant d. R. Herbert Wollschlaeger,
Beobachtungsoffizier in einem Artillerie-Regiment

Oberfeldwebel Walter Wriedt,
Zugführer in einem Gebirgsjäger-Regiment

Hauptmann Rudolf Zettler,
Kommandeur einer Sturmgeschütz-Abt.

Kohlenklau geht fensterin? Einbrecher? Gewiegten Kriminalisten wird das wohlgeformte weiße Knie, das durch die zerrissene Hose guckt, zu denken geben. Sollte etwa eine Frau . . .?

Da haben wir's! Tatsächlich eine Frau! Und was für eine Frau! ... Aquarium ... ist als Sitzbadewanne nicht zu empfehlen

Das Bad in der Tonne! Zum Verständnis muß gesagt werden, daß das Räuberzivil derweilen am Ofen trocknet. Huh, diese Kulleraugen! Man könnte direkt davon träumen. „Die Frau meiner Träume" heißt auch die neue Film-Revue mit Marika Rökk. Es geht — wie man hier schon sieht — recht toll darin zu

FRITZ NÖLLE:

Die Werbung

Auf dem Herkshofe fehlte die Frau. Seit die Tochter verheiratet war, hielt eine alte Verwandte haus. Mine war ein mürrisches Wesen und ließ es sich merken, daß sie nur eine Aushilfe war. Sie warf die Türen, daß es krachte, rasselte mit den Töpfen, als käme die Feuerwehr aus dem Dorfe daher; auch das Vieh wollte nicht unter ihrer Hand gedeihen. Und wenn der Bauer, noch ein stattlicher Mann, ein Wort sagte, oder der erwachsene Sohn brummte, dann ließ sie das Essen anbrennen und machte ihnen die Betten nicht, schimpfte dafür aber den ganzen Tag.

Das hatte der Herksbauer bei seiner Frau und später bei seiner Tochter nicht gekannt, und auch Hannes konnte sich besseres vorstellen. Jeder hatte seine Gedanken und Gänge.

„Es wird Zeit zum Heiraten", sagte der Alte, als die Wochenreihe zum Milchfahren wieder an ihn kam, „ich muß schon zum drittenmal neues Geschirr kaufen — was denkst du davon?"

„Hohe Zeit", sprach Hannes und ging aufs Feld, „höchste Zeit!" Sie hatten beide ihre Gedanken.

Ein paar Sonntage später standen sie vor dem Kuhstall und rauchten ihre Pfeifen. Der Höhenwind bauschte ihre weißen Hemdärmel, die Sonne lag auf den Feldern. Es war ein Tag, der sich selbst lobte, und im Hause grollte das Gewitter, da feierte die alte Mine Sonntag und läutete mit den neuen Schüsseln und Kannen.

„Die Lene vom Wirt — das wäre die rechte", sagte der Alte, „da hätten wir es besser."

Hannes fühlte sich ertappt, räusperte sich und zog an der Pfeife.

„Ich habe drüber nachgedacht", meinte er dann, „stramm ist sie und versteht ihre Sache und sonst . . . diese Woche fahre ich ins Dorf."

Der Alte nickte und schwieg.

Am nächsten Sonntag standen sie wieder dort.

„Sie ist recht, die Lene", sprach Hannes, „ich habe sie angesehen. Das richtige Alter hat sie auch. Und sonst — na ja, da ist alles in Ordnung."

„Gut", antwortete der Alte, „morgen fahre ich hinunter. Da mache ich es fest."

Sie hatten beide ihre Gedanken und schwiegen. Die Sonne schien, und alles war klar wie ihr Schein; es ging ihnen so gut in ihren Träumen, daß sie nicht weiter zu reden brauchten.

Am nächsten Abend kam der Alte den Weg aus dem Walde heraus und winkte von weitem mit der Peitsche, denn Hannes arbeitete noch auf den Wiesen.

„Jetzt weiß er alles", dachte der und ging ihm langsam entgegen.

„Bist du verrückt?" fragte der Alte, „daß du ihr gesagt hast, du wolltest sie heiraten?"

„Die Lene?"

„Gewiß!"

„Ja, . . . wenn i c h nicht . . . wer dann sonst? Oder wolltest d u, Vater . . .?"

„Wer anders?"

Beide standen und sahen sich an.

„Das soll mir keiner nachsagen, ich hätte meinem Vater im Weg gestanden, wenn er heiraten will", sprach Hannes und wollte gehen.

„Halt!" rief der Alte, „so ist das nicht. Wenn du meinst, daß du nun an der Reihe wärst . . ."

Hannes blieb stehen.

„Was hat sie denn selbst gesagt, die Lene?"

„Das sollten wir unter uns abmachen."

Hannes lachte und schüttelte den Kopf. Er konnte sich das Gesicht der Lene denken, als ihr der Alte einen Antrag stellte, nachdem sie schon dem Sohn mehr als das Jawort gegeben.

„Abmachen unter uns? Dann tu das mal, Vater!"

„Ich nicht. Ich fang' nicht an bei diesem Kram. Vater und Sohn hinter derselben . . . Und hernach willst du dann sagen, ich hätte Streit gesucht mit dir."

Er knallte mit der Peitsche und fuhr in den Hof. Hannes schritt hinter dem Wagen her und sagte: „Dann soll es wohl schwerhalten, hier zu Ende zu kommen . . ."

Nun schwiegen sie und hatten ihre Gedanken.

Und es schien nicht so, als eile die Sache, denn sie kam während der Woche nicht zur Sprache. Jeder hatte genug zu überlegen.

Samstagabend stand Hannes vor dem Spiegel und rasierte sich.

„Willst du mit, Vater?" sagte er.

„Wohin?"

„Wir müssen es doch klarstellen."

„Das kannst du wohl allein."

„Sicherlich", sprach Hannes und zog einen geraden Scheitel, „aber vorher könntest du ja oder nein sagen."

„Noch darüber reden, wo du geschwiegen hast?"

„Das ist nicht wahr, Vater. Als du damit anfingst, es würde Zeit, habe ich gesagt: Hohe Zeit! Höchste Zeit!"

„So ist das?" fragte der Alte. Darauf der Sohn:

DER ROTE FADEN

Es war einmal ein rotes Wollknäuel. Das klingt wie ein Märchen, und dennoch ist es eine wahre Geschichte. Ein junges Mädel ging mit diesem Knäuel auf eine Reise. Sie standen miteinander in einem D-Zug-Gang, und das Mädel strickte. Das Knäuel sah indessen Dörfer und Städte, Feld und Wald und viele Bäume an sich vorüberfliegen. Die Aussicht zehrte an ihm, und es nahm ab. In des Mädchens Händen aber wuchs langsam ein Etwas, das einem Pullover ähnlich werden könnte.

Das kam so: Der Zug hielt auf einem Bahnhof. Das Fenster, an dem die Strickerin stand, wurde heruntergelassen. Ein paar Soldaten beugten sich hinaus. Sie tranken Kaffee und lachten. Sie boten auch dem Mädchen an. Der Kaffee schwappte in den Bechern, doch das rote Knäuel kam heil davon. Im letzten Augenblick aber, als schon der Zug langsam anrollte, rollte auch das Knäuel davon.

Ein Aufschrei, Rufe, Gelächter — und ein roter Faden wuchs und wuchs den Zug entlang. Das Mädchen sah sein Knäuel entschwinden, sich verlieren, grau vor Gram zwischen den Füßen heftig Winkender. Da aber, ehe der Zug die Halle ganz verließ, riß die Strickerin eine Karte aus der Tasche und den Faden ab. Ein Loch gebohrt, ein Knoten, und im gleichen Augenblick flatterte an einem flüchtigen Fadenende ein Zettel. Darauf stand ein Mädchenname und der Name einer Stadt.

Indessen fühlte sich das rote Knäuel von einem Stiefel plattgedrückt. Es verlor die Besinnung. Als es nach vielen Stunden wieder zu sich kam, war es zwar jämmerlich beschmutzt, aber doch wieder ganz rund bei Leibe. Die Hände, die es aufgewickelt hatten, waren solchen Tuns sonst ungewohnt. Und diese Hände legten es in ein Päckchen, aus dem es bald darauf die richtige Herrin auspackte. Der angefangene Pullover wurde vollendet. Das Mädchen sah wie eine Mohnblüte in ihm aus. Vielleicht war er auch schuld daran, daß bald darauf ein junges Herz sehr heftig gegen seine Maschen pochte? Oder war der hilfreiche Ritter vom roten Faden schuld daran?

Weiden...

Immer, wenn ich Kätzchen sehe, jene festlich braunen Ruten mit den weißen Wunderlingen, die sich anklammern wie die Kinder am Rockschoß, dann werde ich still und sehe ins Blaue und dann . . .

. . . also: das Mädchen, von dem ich rede, stand vor einer Fleischerei. Sie hatte ein rotes Kopftuch um, ein flackerndes Tuch mit weißen Punkten, und sie hielt im Arm ein dickes Bund Kätzchen. Ach, Kätzchen waren das, so prall wie Ostereier und weiß wie die Wolken über dem freien Feld, genau so schön und genau so mopplig, wie es die Kätzchen waren, die daheim bei uns hinter dem Garten am grünen Fluß standen, und die noch größer wurden und aufglitzerten wie pures Silber, wenn wir Jungen die Zweige ins Wasser tauchten. Aber das ist schon lange her. Als ich das Mädchen mit dem roten Kopftuch sah, war ich ein möblierter Herr und hatte mir Würstchen gekauft, die ich zu den Bratkartoffeln heiß machen wollte, weil das schon immer am schnellsten ging.

Ich war schon ein Stück an dem Mädchen vorbei, als es wieder rief mit einer Stimme, die sanft war wie der Föhn: „Die ersten Kätzchen, die ersten Kätzchen!" Da machte ich kehrt und kaufte ein Sträußchen. Das Mädchen lächelte, und ich sah, daß es sehr schön war. Warum sie wohl Kätzchen verkaufen muß, dachte ich, wo sie doch ein so schönes Mädchen ist. Aber ich konnte nicht zu Ende denken und wurde deshalb nicht darüber klar, weshalb schöne Mädchen keine Kätzchen verkaufen sollten. Denn: sie sah mich an mit Augen, die groß waren wie das Glück, so klar wie Glas und tief wie die Sünde der Welt. Ich hielt diesen Blick nicht aus. Ich zahlte schnell und griff meine Kätzchen. Das Mädchen lächelte noch einmal — ich ahnte es nur und hörte, wie sie „Danke schön"

Verlagsleiter: Maximilian Künzner (im Wehrdienst), i. V.: Georg Mucknow, Berlin, Hauptschriftleiter: i. V. Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25, Fernruf: 174721, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25

„So hatte sich das gemacht."
„Aber daß ich hinlief und als alter Gockel krähte — das konntest du mir ersparen."
„Wo ich dachte, du fragtest für mich?"
„Und ich soll neben ihr auf dem Hof leben, wo sie das weiß?"
„Was ist dabei? Ich weiß es doch auch, daß du sie wolltest."
„Mir geht das nicht in den Kopf!"
„Nun ist aber wirklich höchste Zeit, Vater!"
„Ja ja . . . ja ja . . ."
Der Alte ging auf und ab, er war mit der Welt nicht zufrieden, nicht mit seinem Sohn, nicht mit sich selbst.
Da kam die alte Mine herein und hatte natürlich alles gehört, auch sie besaß Ohren, so war das nicht.
„Streit in der Familie?" sagte sie, „und Hochzeit vor der Tür?"
Der Herksbauer drehte sich herum und starrte sie an.
„Ja, Mine", sagte der Junge, „zwei Bewerber auf einmal hast du wohl nie gehabt?"
„Ich? Was geht dich das an?"
Es schien, als suchte sie unter dem Geschirr auf der Bank, um Polterabend zu machen.
„Und wer kriegt denn nun die Lene?" fragte sie.
Da fand der Herksbauer ganz zu sich zurück, denn nun übersah er alles und wußte, daß es um mehr ging als um seinen Spott.
„Das ist bei uns so, Mine", sagte er, „wer den Apfel heruntergeschüttelt hat, dem gehört er — oder was dachtest du?"
„Ich verstehe nichts von Äpfeln", knurrte sie.
„Ich auch nicht", sagte der Herksbauer, „das habe ich gemerkt. Aber er hier, der kennt was davon, und das soll für uns andern genug sein."
„Und soll ich ihr nichts bestellen?" fragte Hannes.
„Sag' ihr, der Großvater läßt grüßen", sprach der Herksbauer und ging lachend aus der Stube.
Als Hannes draußen war, knallte im Hause eine Tür. Aber das war der Vater nicht, das rührte von Mine her. Sie wollte versuchen, ob diesmal die Angeln nicht aus der Wand fielen. Aber sie hielten.

AUS EINER KLEINSTADT IN WÜRTTEMBERG
Aufnahme: Lala Aufsberg

kätzchen

sagte mit jener Stimme, aus der schon der Frühling klang. Dann ging ich schnell davon. Ich klemmte den Strauß unter den Arm, die Kätzchen nach hinten, wißt ihr, weil die Leute doch so komisch sind, und damit sich nicht jeder wunderte, daß ein zwar sehr junger, aber sehr erwachsener Mann mit einem Strauß Kätzchen umherlief.

Zu Hause stellte ich den Strauß in eine Vase, in meine schönste Vase, und jeden Tag goß ich frisches Wasser hinein und freute mich an dem weißen Flimmer und sah durch die Vase hindurch den grünen Fluß, an dem daheim die Kätzchen stehen. Hört aber, welch ein Wunder ich erlebte: Acht Tage etwa waren vergangen, da sah ich an einer Rute dicht unter den Kätzchen einen frischen Zweig, einen funkelnagelneuen Zweig mit winzigen grünen Blättchen, so zart, daß ich den Atem anhielt, weil ich fürchtete, der Hauch schon könne sie zerstören. Ich sah es und machte große Augen. Ich riß das Fenster auf und lief dann zum Tor hinaus. Vor die Stadt lief ich, dorthin, wo es eine breite Wiese gibt und einen weiten Park. Von Busch zu Busch lief ich und von Baum zu Baum, um das Grüne zu suchen, weil ich doch selbst gesehen hatte an meinem Strauß daheim, daß nun der Frühling umging.

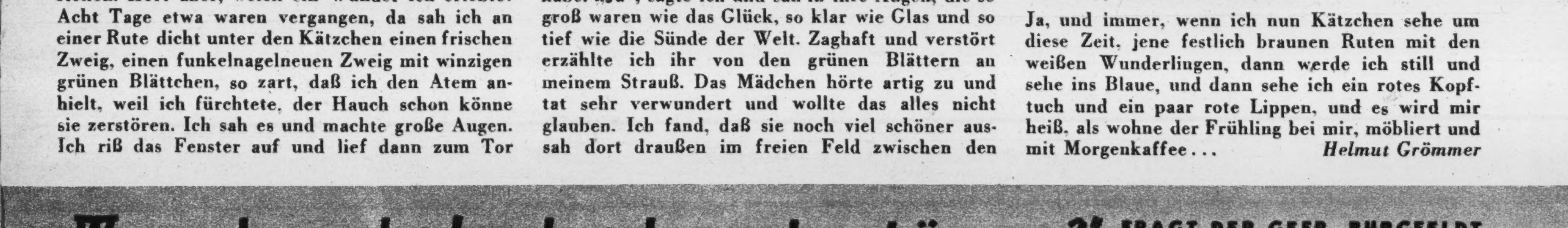
Da sah ich plötzlich zwischen den Büschen ein rotes Kopftuch. Ich erschrak. Das Blut schoß mir in den Kopf, und ich wollte davonlaufen. Aber da hatte mich das Mädchen schon entdeckt. Es lachte wieder und fragte mich, ob ich nicht der Herr sei, der ihr einmal einen Strauß Kätzchen abgekauft habe. „Ja", sagte ich und sah in ihre Augen, die so groß waren wie das Glück, so klar wie Glas und so tief wie die Sünde der Welt. Zaghaft und verstört erzählte ich ihr von den grünen Blättern an meinem Strauß. Das Mädchen hörte artig zu und tat sehr verwundert und wollte das alles nicht glauben. Ich fand, daß sie noch viel schöner aussah dort draußen im freien Feld zwischen den silbernen Kätzchen, viel viel schöner als in der Stadt vor der Fleischerei, wo ich immer meine Würstchen kaufte.

Wir gingen zusammen am Fluß entlang, den Häusern entgegen. Ich trug einen riesengroßen Wuschel Kätzchen, und das Mädchen sprach immer wieder von meinem Strauß und wollte noch immer nicht glauben, daß in meinem Zimmer schon der Frühling wohnte. Ich dachte nun daran, wie es mir selbst als ein Wunder erschienen war, und daß man es wohl auch kaum glauben konnte, so man es nicht mit eigenen Augen gesehen. Da bat ich das Mädchen, mit mir zu kommen.

Ja, und immer, wenn ich nun Kätzchen sehe um diese Zeit, jene festlich braunen Ruten mit den weißen Wunderlingen, dann werde ich still und sehe ins Blaue, und dann sehe ich ein rotes Kopftuch und ein paar rote Lippen, und es wird mir heiß, als wohne der Frühling bei mir, möbliert und mit Morgenkaffee . . . *Helmut Grömmer*

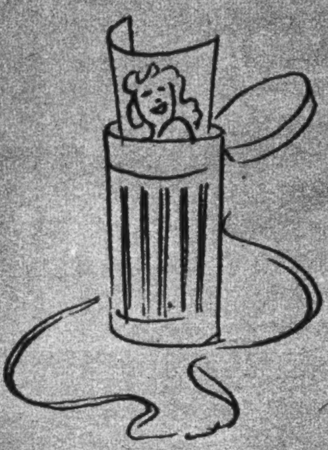
„Wovon kann der Landser denn schon träumen?"

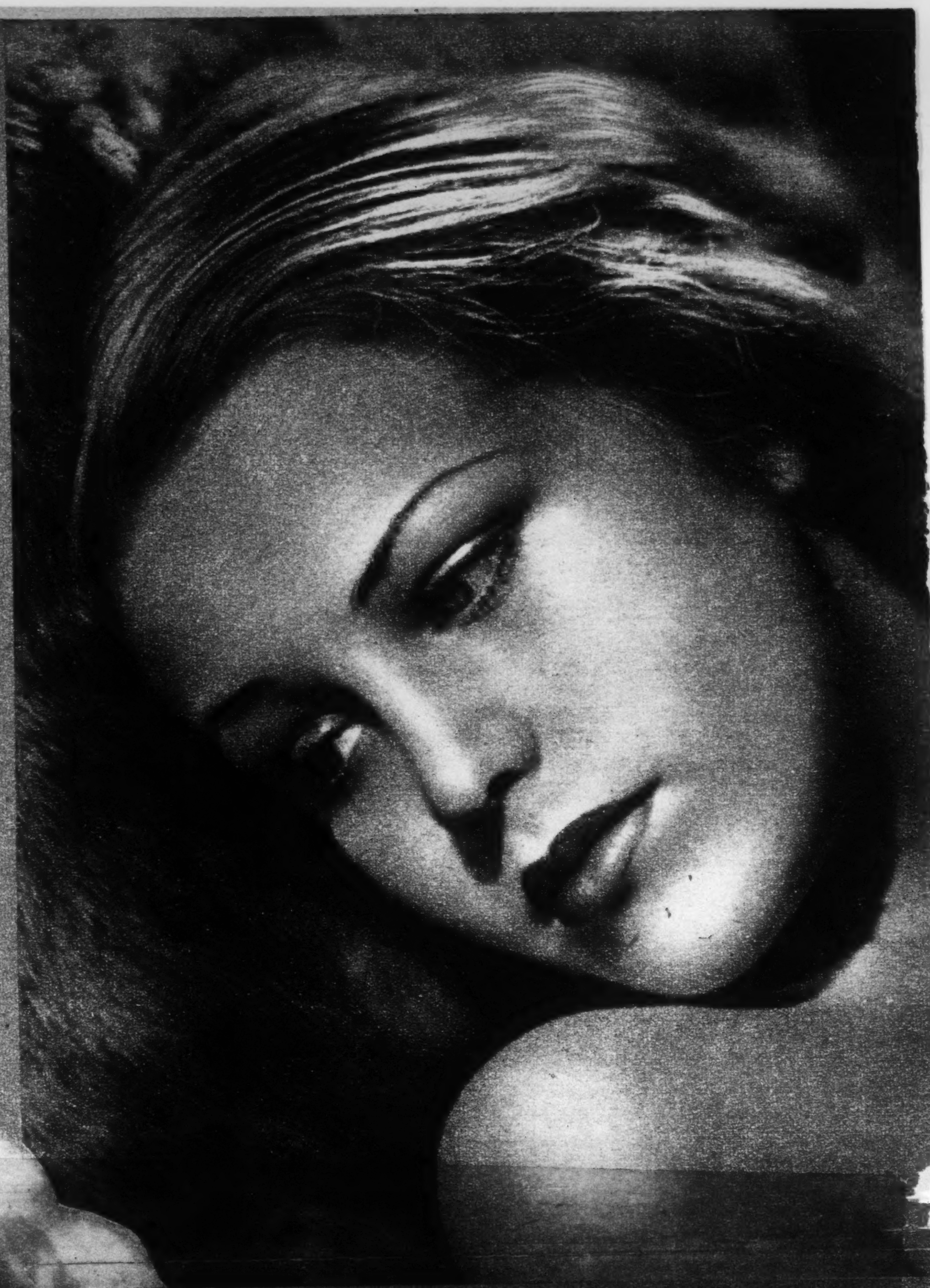
FRAGT DER GEFR. BURGFELDT UND GIBT SELBST DIE ANTWORT



Er träumt auf den Lofoten . . . . . . von einer Nixe, die an Land geschwommen . . . . . . und die Betreuung der Soldaten übernommen

Ich sag' es jedem schönen Kinde,
Was ich an ihm so reizend finde,
Es braucht darum in Anstandsnöten
Nicht mal verlegen zu erröten,
Denn das, dem meine Sehnsucht gilt,
Darf jeder seh'n, auch unverhüllt.





Nennt mancher mich vielleicht bescheiden,
So will ich selbst gern Spott erleiden,
(Auch die, die diese Verse drucken,
Sie mögen mit der Achsel zucken),
Darf ich dafür, verweg'ner nun,
Ein schwaches Stündchen an ihr ruh'n.

Oh, wie mich ihre Linien locken,
Daß jäh mir alle Pulse stocken,
Wie sanft sich ihre Kuppen runden,
Wenn das, was sie verhüllt, entschwunden,
Und alles, mir hold zugeneigt,
Sich voll in samt'ner Schönheit zeigt.

Doch niemand witt're lock're Dinge —
Die Schulter ist's, die ich besinge.
Dürft' ich sie liebevoll umfassen,
Ich könnt' es — auf mein Wort — nicht lassen,
Und stünd' mir irgend was verquer:
Ich stürmte jede Schulterwehr.

Das ist mein Lied — so soll es bleiben.
Auf Schulterblätter möcht' ich's schreiben,
Und Schlüsselbeinchen müßten springen,
Es schnell dem schönen Kind zu bringen.
Ach, könnt' doch solch ein Schlüsselbein
Der Schlüssel auch zum Herzen sein . . .

Gefr. Kurt Mille

BLICK NACH WEST

von Generalleutnant Dittmar

Auch dieser Winter ist kein irgendwie fühlbarer Einschnitt im Ablauf der kriegerischen Ereignisse gewesen. Weder die eigenen Gesetzen folgenden Kämpfe zur See und in der Luft noch die Landfronten im Osten, auf dem Balkan und in Italien ließen ein Nachlassen der beiderseitigen Aktivität erkennen. Mag hier oder dort noch eine Periode des Überganges, beiderseitige Erschöpfung oder bewußte Zurückhaltung, früher oder später dem Kampfgeschehen Fesseln anlegen — im ganzen will es scheinen, als ob in diesem fünften Jahre des Ringens Winter und kommende warme Jahreszeit in dem, was ihren kriegerischen Inhalt bildet, kaum merkbar ineinander übergehen werden.

Und doch steht in diesen Wochen die Welt im Zeichen einer aufs äußerste gesteigerten Erwartung. Es bedarf keines fortgesetzten Studiums der Stimmen aus dem Lager der Westmächte, nicht einer eingehenden Kenntnis der Beschlüsse von Teheran und der dafür maßgeblich gewesenen politischen und militärischen Umstände, um zu wissen, daß jetzt die Zeit gekommen ist, in der die Frage der zweiten Front und damit der Invasion des europäischen Festlandes aus dem Stadium des Abwägens und mannigfacher Stimmungsmomente in das weit ernstere des notwendig gewordenen Handelns eingetreten ist. Die Vorbereitungen, das darf wohl als sicher gelten, sind abgeschlossen. Eine gewaltige Armada zur See, in der Luft und auf dem Lande steht bereit. *Jetzt genügt es nicht mehr, den Mund zu spitzen, nun soll und muß gepfiffen werden.*

Wir glauben nicht, daß es sich dabei um bloße Demonstrationen handelt, etwa mit dem Ziele, deutsche Kräfte zu binden, während im Osten die Sowjets die Entscheidung erkämpfen wollen. Es ist möglich, daß eine solche Lösung den Westmächten einmal vorgeschwebt hat. Wenn dem so war, so sind die Ereignisse darüber hinweggegangen, und zwar gründlich. Auch die gegen uns stehenden Staatsmänner werden sich bei ehrlicher Prüfung der Sachlage eingestehen müssen, daß die Kämpfe im Osten ihnen keineswegs so grundlegende Erfolge gebracht haben, daß, rein militärisch gesehen, dadurch eine Beschränkung der anglo-amerikanischen Anstrengungen auf die Aktionen zur See und im Luftkriege und den schmalen Beitrag auf den italienischen Schlachtfeldern gerechtfertigt wäre.

Um bei diesen Kämpfen zu bleiben: Es ist denkbar, daß ein durchschlagender Erfolg auf der Apenninenhalbinsel den Westmächten die Errichtung einer wirklichen zweiten Front erspart haben würde. Daß in den kritischen Spätsommertagen des Vorjahres diese Möglichkeit versäumt worden ist, darüber dürfte nirgends mehr ein Zweifel obwalten, auch bei unseren Gegnern nicht. Die Versicherung des britischen Ministerpräsidenten in seiner letzten Rede, daß der Feldzug in Italien trotz gewisser naturbedingter Erschwerungen im allgemeinen planmäßig verlaufe, wird selbst im eigenen Lande wenig überzeugend gewirkt haben. Uns will scheinen, als ob gerade die Lageentwicklung in Italien, so wenig sie für Briten und Amerikaner Veranlassung zu erhöhtem Selbstbewußtsein bietet, doch einen aus der Gesamtlage geborenen Zwang enthält, nunmehr an anderer, günstiger erscheinender Stelle zu versuchen, was in Italien in so offensichtlicher Form nicht gelang.

Aber auch eine andere Entwicklung wird sich in gleicher Richtung auswirken können, die nämlich, die der Krieg in der Luft, dieses Kernstück im strategischen Denken und Planen unserer Feinde, genommen hat. Die Erfolge, die unsere Luftwaffe in Angriff und Abwehr errungen hat, haben, das erkennt auch die gegnerische Öffentlichkeit an, das strategische Konzept der feindlichen Westmächte gründlich gestört, zum mindesten eine Überprüfung bisheriger Planungen erzwungen, wobei durchaus offen erscheinen muß, ob die günstige Konstellation, die sich im Auf und Ab der Entwicklung für den Gegner noch vor wenigen Monaten ergeben hatte, jemals wiederkehren wird.

Auch andere als vorwiegend militärische Erwägungen treiben unsere westlichen Gegner auf diese Bahn. Die Erkenntnis, daß es stärkerer Anstrengungen und allgemeinerer Opfer als bisher bedarf, um überhaupt zu einem Abschluß dieses Krieges zu kommen, muß als wesentlicher Faktor bewertet werden, gerade dann, wenn die „malaise", die Mißstimmung und Unlust angesichts mancher Fehlentwicklungen der letzten Zeit in Rechnung gestellt wird. Hinter der europäischen Kampffront der USA steigt drohend der Schatten des pazifischen Krieges und einer wachsenden Stärke Japans im Zuge der fortschreitenden Konsolidierung Groß-Ostasiens auf. Und England? Kein Zweifel, daß es angesichts seiner immer schwächer werdenden politischen Stellung als schwächster Partner zwischen zwei ihm im Grunde mißgünstig gesinnten Großmächten der Auffassung lebt, daß es militärischer Erfolge bedarf, um von seinem politischen Prestige zu retten, was noch zu retten ist. Hier dürften die tieferen Gründe einer Strategie liegen, die selbst den Briten bei klarer Betrachtung der Dinge als schwere Gefahr erscheinen muß, weil sie allzu leicht die Axt an die Wurzeln ihrer völkischen Substanz legen kann.

Wir zweifeln nicht daran, daß das Ausmaß der Vorbereitungen und des gesamten Kräfteeinsatzes auf anglo-amerikanischer Seite der Größe des Risikos entspricht, das in jedem Falle mit einem Unternehmen verbunden sein wird, das, um wirksam zu sein, keinen Vergleich mit irgendeinem Landungsunternehmen dieses oder eines früheren Krieges zulassen darf. Um was es sich hier handelt, ist kein Unternehmen, für das die Grundsätze einer Landung im englisch-amerikanischen Sinne genügen können, auch jene nicht, die in Italien oder beim „Inselhüpfen" in der Südsee vielleicht ihre Erprobung und Bewährung fanden, weil die dortigen verhältnismäßig schwach besetzten, kaum befestigten Küsten nicht mit den in langer Frist ausgebauten, von starken Kräften gesicherten Gestaden von Nordsee, Kanal und Atlantik verglichen werden können. Wir wissen, welche dreidimensionalen Operationen auf breitester Front unseren Gegnern vorschweben, wenn sie die Erfolgsaussichten der geplanten Invasion abwägen. Wir glauben aber, noch mehr zu wissen, jenes Maß von beeinflussenden, schwer berechenbaren und schwer bestimmbaren Faktoren nämlich, die mit einer Unternehmung dieser Art notwendigerweise verbunden sein muß.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, Engländer und Amerikaner über die Gefahren eines Unternehmens aufzuklären, von dem wir zwar wissen, daß seine Durchführung uns ernste Prüfungen auferlegen, Führung und Truppe vor schwere Aufgaben stellen kann, das aber andererseits auch genug Erfolgsaussichten für die deutschen Waffen in sich birgt. In keinem Falle liegen die Dinge so, daß wir nach dem Vorbilde gewisser Tiere ein Abschreckmimikry treiben müßten. Wir sind — das wird auch dem Gegner nicht unbekannt geblieben sein — an jeder Stelle so stark, wie das Maß ihrer Bedrohung es fordert. Es ist vor allem nicht so, daß der starke Schutz des Atlantikwalles uns die Grundlage jeder neuzeitlichen Abwehr, das Kämpfen aus der Tiefe, vernachlässigen ließ. Ebenso muß als durchaus selbstverständlich gelten, daß wir in Kenntnis und Würdigung der den Engländern und Amerikanern offenstehenden technischen Möglichkeiten dem Begriff der Tiefe eine durchaus neue, sehr weitgehende Auslegung gegeben haben; sie reicht bestimmt nicht weniger weit, als der zweifellos lange Luftarm des Gegners in einem praktisch verwertbaren Sinne zu wirken vermag.

Daß die deutsche Führung aller Grade in den nunmehr fast vier Jahren, in denen unsere Truppen die Wacht an den Westküsten Europas halten, sich auf die speziellen Probleme der Abwehr in weitestem Umfange eingestellt, die feindlichen Möglichkeiten ebenso wie die eigenen laufend und unter Anpassung an die wechselnden Bedingungen durchgearbeitet hat, entspricht zu sehr deutscher soldatischer Überlieferung, als daß es besonders erwähnt werden müßte. Hierbei mag aber ein Gesichtspunkt genannt werden: Die Männer, die jetzt im Westen den Befehl führen, haben die Maßstäbe für ihr Handeln in den jahrelangen Kämpfen des Ostens oder in den Steppen und Wüsten Afrikas gewonnen. Hier ist ein Faktor gegeben, der schwerlich hoch genug eingeschätzt werden kann. Es mag im Verlaufe der Abwehr einer Invasion auch für uns manche Krisis durchzustehen sein, aber es wird kaum eine Lage geben, die nicht

Zeichnungen: Feldwebel Edwin Grazioli

DIE TAT D

Eisernes Kreuz II. und I. Klasse und Ritterkreuz an einem Tage

DES GRENADIERS ORTH

Erst seit sieben Wochen stand der Grenadier Karl Orth als Munitionsschütze in der Infanteriegeschütz-Kompanie eines rheinisch-westfälischen Grenadierregiments an der Ostfront. An zwei Stellen brechen die Sowjets durch die vorderste Infanterielinie bis zur Feuerstellung der Infanteriegeschütze durch. Hier werden sie abgeschlagen. Der Zugführer ist gefallen, und wieder rennen neue Wellen der Bolschewisten an. In diesem kritischen Augenblick fragt der Grenadier Orth nicht, ob ein anderer die Pflicht habe, die Verantwortung zu übernehmen. Er ist dem Dienstalter und der Osterfahrung nach einer der Jüngsten, aber er sieht, daß hier einer die Führung ergreifen muß, um den feindlichen Durchbruch zu verhindern. Ohne Zögern übernimmt er den Befehl über den Zug. Unter seiner Führung wird auch der zweite Angriff abgeschlagen. Fünfzig tote Bolschewisten bleiben vor der Stellung liegen. Wie ein alter erfahrener Zugführer richtet der Grenadier Orth alles zur weiteren Verteidigung ein.

Nur noch zwei Grenadiere des Zuges sind unverwundet. Orth selber hat einen schweren Oberschenkelschuß, aber mit eiserner Willenskraft hält er sich aufrecht. Seinem Beispiel folgen andere Verwundete, die noch eine Waffe in der Hand halten können. Auch der dritte Angriff der Sowjets bricht unter schweren Verlusten durch die von Orth selbst geleitete Abwehr zusammen. Nun die schlimmste Gefahr überstanden ist und ein neuer Zugführer eintrifft, läßt sich Orth zum Verbandplatz bringen.

Der Führer verlieh dem Grenadier für seine hervorragende kämpferische Leistung, die von sehr entscheidender Bedeutung für die Haltung des ganzen Kampfabschnittes war, neben dem Eisernen Kreuz II. und I. Klasse das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

gemeistert werden könnte, weil wohl jeder der verantwortlichen Führer sich einer Situation erinnern wird, die ihm noch schwerere Entschlüsse auferlegte. Von der Truppe gilt sinngemäß das gleiche. Auch hier bildet der alte Ostfrontkämpfer das bestimmende Element mit seiner Erfahrung, seiner Gelassenheit, seiner Härte. Könnte jemand ernstlich glauben, daß diese Männer sich in starken Befestigungen schlechter schlagen werden als hinter Brustwehren aus Schnee oder in wassergefüllten Erdlöchern? Oder daß die Wucht ihrer Gegenstöße geringer sein wird, wenn die Angriffsrichtung sich nach Westen statt nach Osten richtet? Diese alten Frontsoldaten sind durch so viele Fegefeuer gegangen, daß auch die Hölle, die ihnen Briten und Amerikaner mit der Wucht und der Masse ihres Materials bereiten möchten, nichts Außergewöhnliches für sie haben kann.

Es ist Sache unserer Gegner, zu entscheiden, was sie dem entgegenzusetzen haben. Glauben sie ernstlich, daß „die höhere Kraft des Gemütes", um mit Clausewitz zu sprechen, auf ihrer Seite sein und einen Ausgleich geben wird? Wir schätzen die kriegerischen Eigenschaften der Angelsachsen nicht gering ein. Härte und Zähigkeit sind ihnen in hohem Maße eigen, ein naiver Glaube an die eigenen Vorzüge und damit ein hohes Maß an Selbstbewußtsein, auch eine gewisse, naturburschenhafte oder aus einer oft reichlich primitiven Sportlichkeit erwachsene Tapferkeit. Ob diese seelischen Grundlagen genügen werden, um einen Kampf zu bestehen, der — dessen können unsere Gegner sicher sein — das Äußerste und Letzte an moralischen Reserven fordern wird, wird die Zukunft lehren. Das eine ist sicher: Wir wissen, wofür wir kämpfen. Mögen die anderen prüfen, ob ihr Kriegsziel, die Verewigung einer rücksichtslosen Ausbeutung des arbeitenden Menschen, die gleiche überzeugende Kraft besitzt wie die schlichte Parole der Rettung alles dessen, was uns teuer ist, die unsere Aufgabe umreißt.

Es mag früher Zeiten gegeben haben, in denen wir Anlaß hatten, einer Invasion mit Sorgen entgegenzusehen. Heute erscheint eine andere Sorge gerechtfertigter, die nämlich, daß Briten und Amerikaner nicht kommen. Einer eingehenden Prüfung allerdings hält auch sie nicht stand. Es gibt genug Gründe, die gewichtig genug sind, um Briten und Amerikaner zu zwingen, auch das zu tun, was sie vielleicht lieber vermieden sähen. Und wenn sie sich damit begnügen, nur so zu tun als ob? Was dann? Wir glauben nicht daran, daß dieses allzu listige Verfahren Aussicht auf Erfolg haben könnte. Seiner Durchführung auf längere Dauer widersprechen die realen Gegebenheiten ebenso wie die psychologischen Notwendigkeiten, nicht zuletzt gegenüber den eigenen Völkern.

Alles in allem: Mag sich die Lage im Westen entwickeln, wie sie will — wir dürfen dem, was kommen kann, im Bewußtsein unserer Stärke, aber auch der Wendigkeit und Anpassungsfähigkeit unserer Führung mit ruhiger Zuversicht entgegensehen.

IM VISIER:

Thema Nr. 2

Wir versuchen heute auf einige Fragen, die an uns gerichtet wurden und die den Wehrmachtreiseverkehr angehen, eine Antwort zu geben. Zunächst die Frage: Warum fahren nicht mehr SF-Züge? Auf der Fahrt von und zur Front haben wir ja meistens einen Platz, aber auf bestimmten Strecken der Heimat sind die Züge oftmals überfüllt. Könnte man uns da nicht erlauben, zivile D-Züge zu benutzen?

Um gleich auf die letzte Frage einzugehen: im allgemeinen fahrt ihr mit einem SF-Zug wesentlich günstiger. Der zivile Reiseverkehr ist derart eingeschränkt, daß die noch laufenden Züge unbedingt für die Nichtwehrmachtangehörigen freigehalten werden müssen. Auch in der Heimat reisen nur noch wenige zu ihrem Vergnügen. Denkt nur an die vielen Fahrten von Evakuierten, an die Angehörigen der verwundeten Kameraden, die zum Besuch in die Lazarette fahren, und an die zahlreichen Dienstverpflichteten der Rüstungsindustrie, die ja auch einmal ihre Familien besuchen wollen.

Der Wehrmachtreiseverkehr läuft nach einem festen Plan. Dieser gewährleistet in erster Linie, daß jeder von euch die ihm zustehende Urlaubsfahrt machen kann und dafür auch seinen Platz in den Zügen findet, soweit man das überhaupt vorausberechnen kann. Denn außer dem feststehenden Erholungsurlaub benutzen ja auch noch Bombenurlauber und Dienstreisende die SF-Züge. Ihr würdet bestimmt sehr erstaunt sein, wenn wir euch sagen dürften, wie viele Kameraden täglich von der Front zur Heimat und umgekehrt befördert werden. Nur so viel: zu Pfingsten 1943 wurden allein an den Berliner Bahnhofssperren über 1 Million Wehrmachtreisende gezählt!

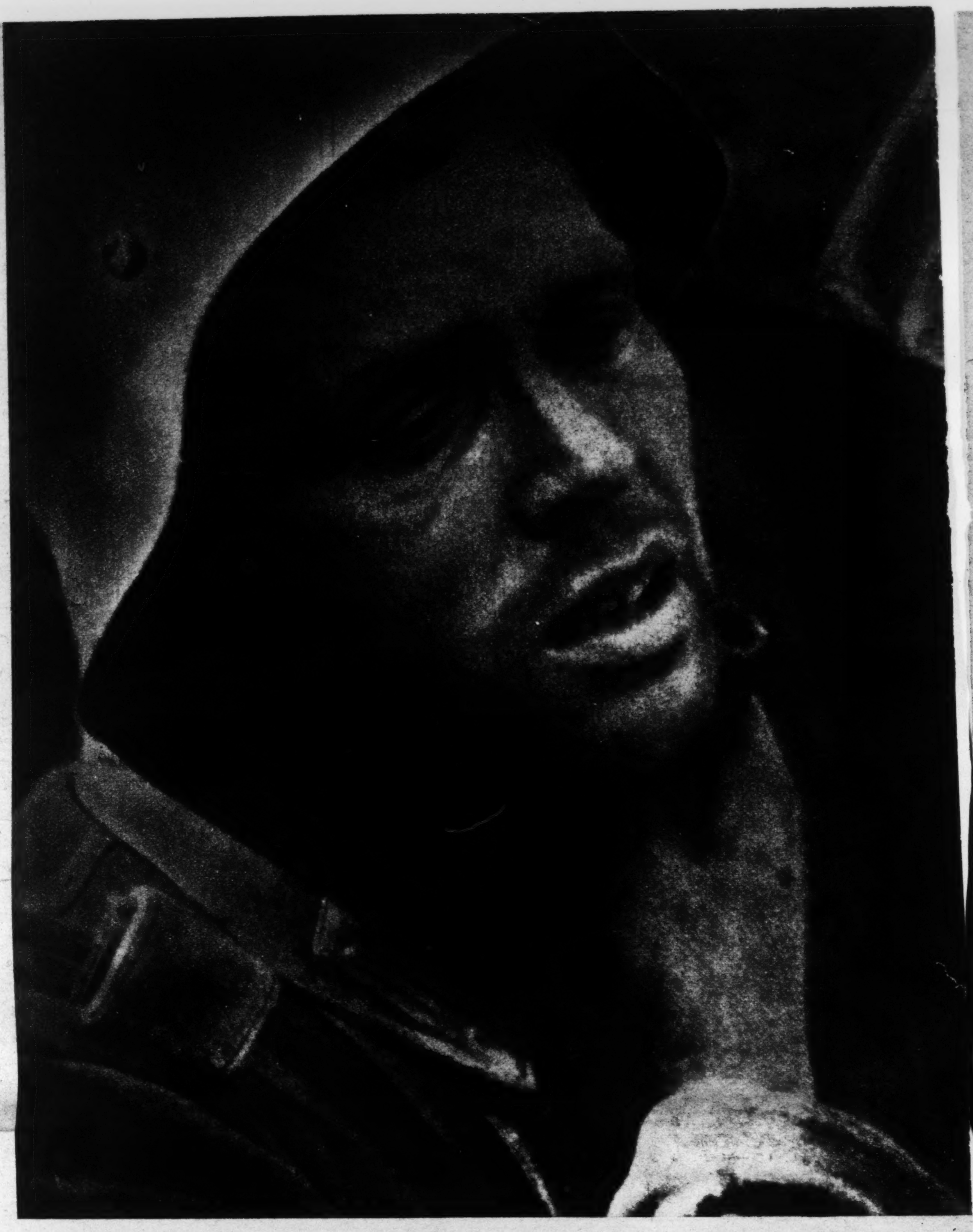
Und dann die Kurzurlauber aus dem Heimatkriegsgebiet! Ihr meint, da müßte eine andere Regelung gefunden werden. Zunächst einmal: der Kurzurlaub ist aus den verschiedensten Gründen eingeführt. Wenn der Soldat schon einmal in der Heimat ist, dann soll er auch die Möglichkeit haben, in einem bestimmten Zeitraum nach Hause zu fahren. Es ist immer noch besser, wenn er allein die Eisenbahn benutzt, wie wenn umgekehrt sämtliche Angehörigen zu ihm in die Garnisonstadt fahren. Darüber hinaus gibt es für einen Mann heute zu Hause so viel zu tun, daß die wenigen Stunden bestens ausgenutzt sind.

Und nun zu einem Punkt, bei dem ihr selbst mithelfen könnt. Überlegt einmal, welche Entfernungen die Urlauberzüge zu überbrücken haben und wie viele Hunderte von Kilometern sie täglich rollen müssen. Dann kommt eines Tages der Zeitpunkt, an dem der ganze Zug oder einzelne Wagen aus dem Verkehr gezogen werden müssen, weil sie einer dringenden Überholung bedürfen. Das ist nicht nur allein durch den ganz normalen Verschleiß bedingt, sondern leider auch durch die Unachtsamkeit, Gleichgültigkeit und teilweise Fahrlässigkeit der Benutzer. Ja, auch das muß einmal ausgesprochen werden: es finden sich leider immer wieder Soldaten, die sogar noch stolz darauf sind, wenn sie in den Zügen etwas „organisiert" haben. Sie überlegen sich leider nicht, daß jeder mutwillig entfernte Aschenbecher, jeder mitgenommene Spiegel oder Ofen ein Verstoß gegen die selbstverständliche Kameradschaft bedeuten. Denn sollen alle diese Dinge denen fehlen, die dann am anderen Tag auf Urlaub fahren?

Zur letzten Frage: „Wo sind die Küchenwagen hingekommen?"

Habt ihr euch schon einmal überlegt, wie die Verpflegung von Tausenden von Ausgebombten in den ersten Tagen nach einem Terrorangriff auf eine Stadt durchgeführt wird? Dort finden wir den Großteil unserer Küchenwagen wieder, die zu ganzen Zügen zusammengefaßt die erste Not lindern helfen.

Abschließend ist noch zu sagen: Unser gesamter Eisenbahnverkehr ist ein vielfältiger, fein eingespielter Organismus. Er ist gerade heute mancher harten Belastung ausgesetzt und hat gezeigt, daß er schon einmal einen tüchtigen Puff verträgt. Oder ist es nicht wunderbar, daß wir trotz Luftangriffen bei Tag und Nacht, wenn auch mit etwas Verspätung, immer noch unser Ziel erreichen? Wir Soldaten erkennen diese große Leistung der Reichsbahn und der verantwortlichen Wehrmachtdienststellen dankbar an und wollen von uns aus alles vermeiden, was diese Leistungen schmälern könnte.



Oben: Auch unter dem Stahlhelm blieb dem Menschen seine eigene Welt, wenn er allein ist mit sich und der Gefahr. Wenn der Tod vorbeistreicht, daß man ihn im Sirren der Kugeln, im Pfeifen der Granaten hört, dann duckt sich der Mensch in seiner Schwäche. Aber wenn noch über sein Gesicht ein Nachhall allen Schreckens zittert, hat die Hand des Soldaten schon wieder das Gewehr gerichtet, hat das Auge den Gegner erneut gesucht und das Herz die alte kühle Gelassenheit und Bereitschaft zurückgewonnen. Es ist wie bei einem stillen Wasser, in das man einen Stein warf. Noch laufen eilende Wellen an die Ufer, aber die Tiefe ist, wie sie immer war

Unten: Ihn traf es, und er glaubte, nun müsse er den langen Weg allein gehen, von dem noch keiner wieder zurückkam. Als er wieder ins Licht sieht, sind Kameraden um ihn, gesunde Hände, ihm in seiner Not zu helfen. Stufe um Stufe muß sich der Blick zurücktasten in das Leben hinein. Was der Mund noch nicht sagen kann, wissen Kameradenherzen ohne Worte — einen Trunk, eine Zigarette, ein herzliches Wort und die Bestätigung, daß er aus der großen Einsamkeit wieder entlassen ist

SPIEGEL *der tapferen* HERZEN

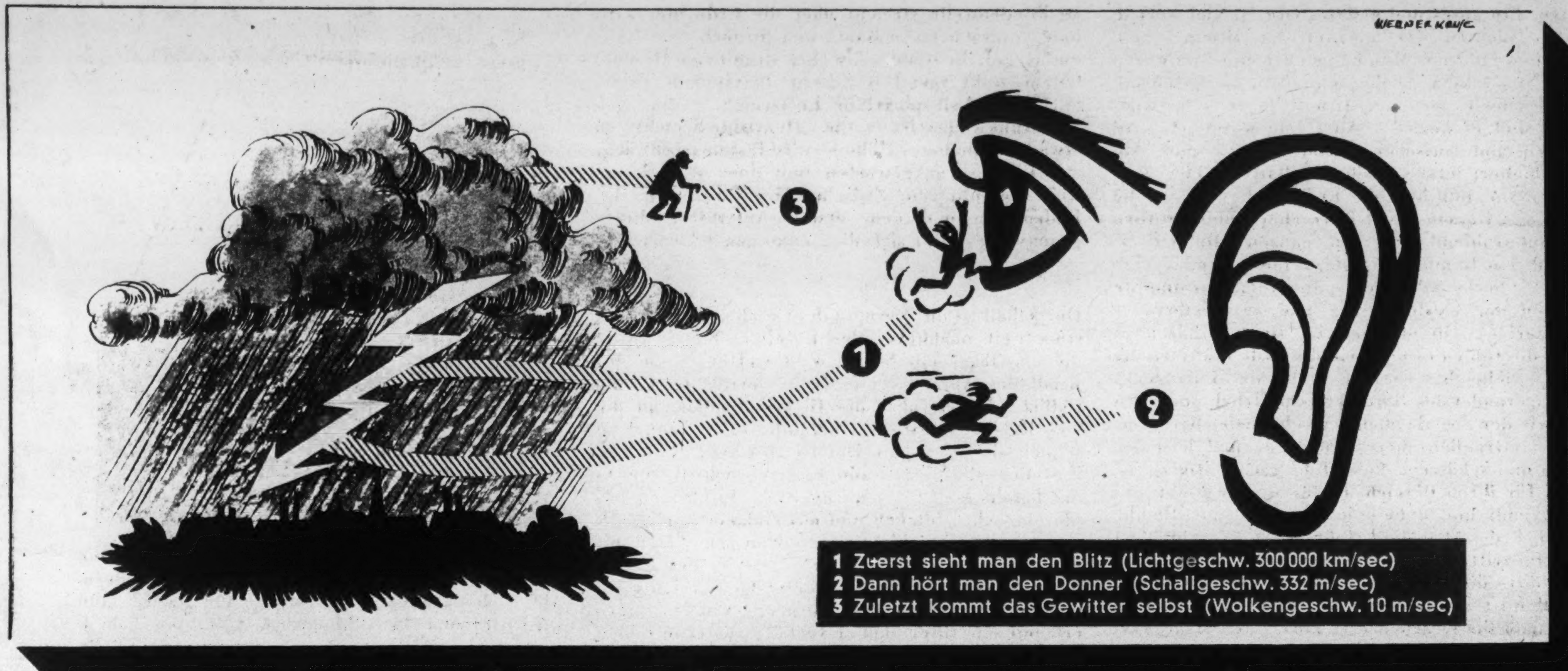
Soldaten haben gelernt, über das Schwerste zu schweigen. Sie messen nicht mehr die Worte, selten ihren Klang, immer die Tat. Sie haben alle eine Fähigkeit und ein Gefühl erworben, das Unnennbare ihres harten Lebens zu sehen und es zu bewahren. So glauben sie sich in der Scheu ihres Schweigens verborgen — und lesen doch am Gesicht des Kameraden wie in den Seiten eines alten Sagenbuches. Dieses Verhüllte und Erhellte ist ihnen das tausendgesichtige Spiegelbild ihrer tapferen Herzen

Wer wirklich zum Führen berufen, kann seiner Pflicht und seinem Amt niemals entrinnen. Mag Zucht und Wille sein Leben bis in die letzten Wurzeln geformt haben, damit es in der Bewährung an der Spitze der Kameraden ein Beispiel bleibe, mag eiserne Ruhe wie ein Panzer das eigene Ich umhüllen, in der Sekunde der höchsten Gefahr, dem Augenblick des wirklich letzten Anrufs ist der Instinkt des Führers das Gesetz. Stimme, Haltung und Gesicht werden in einem Zusammenklang zum mitreißenden Befehl für jeden, der zu dieser echtesten und härtesten Männerwelt gehört

Aufnahmen: Sepp Jäger, von Estorff, Erich Bauer, Herschek

Links: Hier ging der Tod haarscharf vorbei, ja er klopfte mit seinen stählernen Fingern an den Spaten wie an eine Tür, die sich nicht öffnen ließ. Etwas wie Spott liegt in der Verhaltenheit dieses Soldatengesichtes. Wenn auch die Augen das Sichtbare ergründen, um das Wunder zu sehen, liegt doch auch ein Schleier von Stille und Versunkenheit über Ausdruck und Gebärde, das Unfaßbare einzuordnen in den Kreis des neugewonnenen Lebens, dem Wunder bisher fremd geblieben

Rechts: Einmal Herr werden über die entfesselte Gewalt heranrollender Stahlungetüme, einmal Sieger bleiben über den panzergeschützten Feind, einmal stärker sein dürfen als die seelenlose Maschinerie des Krieges, einmal rächen dürfen, was Kameraden erleiden mußten, einmal in einem Schrei alle Ängste, alle Qual, alle Not, alle Verbissenheit, alle Enttäuschungen, allen Mut, alle Zähigkeit zusammenfassen zu dürfen — das ist das größte Geschenk in der gnadenlosen Schlacht für den Mann . . . „Abschuß"



1 Zuerst sieht man den Blitz (Lichtgeschw. 300 000 km/sec)
2 Dann hört man den Donner (Schallgeschw. 332 m/sec)
3 Zuletzt kommt das Gewitter selbst (Wolkengeschw. 10 m/sec)

Aus der Welt des Schalls

* HANS NIRWAN

Von fernher grollt der Donner. Über den Horizont herauf wächst rasch eine blauschwarze Wand in den Himmel hinein. Die Freunde eilen, das nächste Dorf zu erreichen, dessen spitzer Kirchturm über den Waldrand herüberschaut. Zehn Minuten mögen es noch im Eilschritt sein bis zu den ersten schützenden Dächern. Da grellt wieder ein Blitz aus dem Dunkel der Wolkenwände; der eine der beiden Freunde beginnt zu zählen: einundzwanzig . . . zweiundzwanzig . . . dreiundzwanzig . . . Bis dreißig zählt er; da nimmt ihm ein Donnerschlag das Wort von den Lippen. „Zehn Sekunden!" sagt er, „das sind ungefähr drei Kilometer. In fünf Minuten also werden die ersten Tropfen uns treffen . . . Ein aussichtsloses Rennen."

Regenwolken legen in unsern Breiten dreißig bis vierzig Kilometer in der Stunde zurück; nur ein Nurmi könnte also den Wettlauf mit einem Gewitter aufnehmen. Der Weltrekord im Schnellauf steht bei 38 Kilometer in der Stunde. Und wie wurde die Entfernung von drei Kilometern errechnet? . . . Sehr einfach: vom Augenblick des Blitzes bis zu jenem, da der Donner das Ohr erreichte, waren zehn Sekunden vergangen: solange hatte der Schall gebraucht, den Donner herbeizutragen, und da seine Wellen in einer Sekunde ungefähr 332 Meter zurücklegen, ergibt sich für 10 Sekunden die Entfernung von rund 3 Kilometern. Die Lichtwellen, die dem Auge den Eindruck des Blitzes vermitteln, haben sich für ihre Botschaft die flinkeren Läufer gewählt: die sind fast genau eine Million mal schneller als die Boten des Schalls; die laufen in einer Sekunde 300 000 Kilometer!

Würde eines Tages der Mond am Himmel zerplatzen: fast genau eine Sekunde später wüßten wir es auf der Erde; aber der Knall, mit dem er zerplatzt, den würden wir — vierzehn Tage später vernehmen!

Stellen Sie sich diesen seltsamen Kauz vor: der geht mit einem Kofferempfänger zu einem Vortrag, setzt sich auf die letzte Reihe des langgestreckten Saals. Einem neugierigen Nachbarn antwortet er auf die Frage, was er denn hier mit Koffer und Kopfhörern wolle: „Schneller hören!" . . . Der Vortrag wird gleichzeitig durch den Rundfunk übertragen, und der Kauz hat recht: noch bevor ihn das Wort des Redners erreicht, hat er's im Kopfhörer vernommen, obgleich ihn nur — sagen wir — dreißig Meter vom Rednerpult trennen, und obgleich das Wort, das aus dem Kopfhörer klingt, eine lange, eine vielleicht tausend Kilometer lange und höchst beschwerliche Reise durch Dutzende von Röhren und Spulen und Kondensatoren, über Antennen und weite Ätherfernen hinter sich hat . . . Er hört tatsächlich „schneller", der Kauz, um eine zehntel Sekunde früher; denn für die lumpigen dreißig Meter im Saal braucht der Schall diese zehntel Sekunde, während die elektrische Welle, deren sich der Rundfunk bedient, buchstäblich „blitzschnell", mit der Geschwindigkeit des Lichts, das Wort von den Lippen des Redners zum Hörer trägt. Und hätte der Kauz neben seinem Koffer auch noch eine Uhr, die ihm hundertstel Sekunden anzeigt: er könnte auf den Meter genau die Entfernung feststellen, die ihn vom Redner trennt.

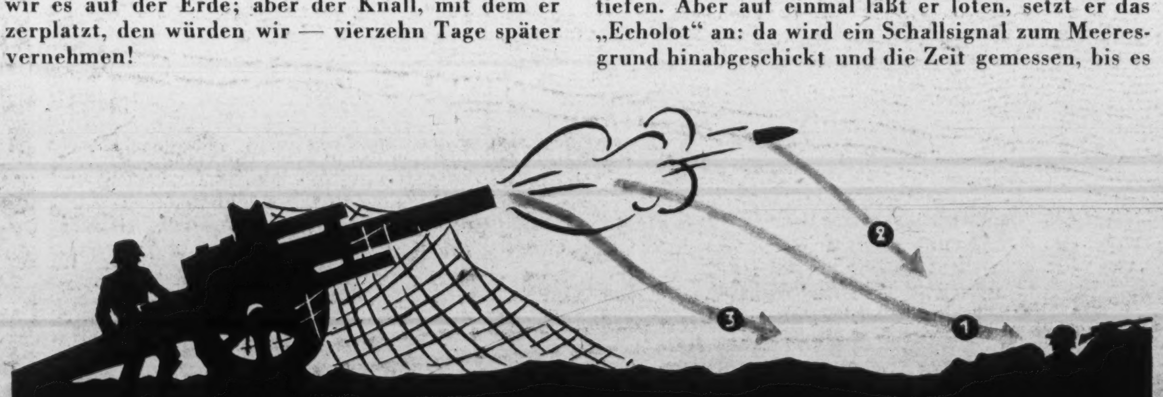
Man kann mit Hilfe der Schallwellen Messungen durchführen — auch ohne den Vergleichsmaßstab der Licht- oder der elektrischen Welle.

Da fährt ein Heringsdampfer hinaus, weit hinaus ins Nordmeer, an die Küsten Norwegens und bis zu den Shetlands. Er fährt vielleicht zum hundertsten Male, und der Kapitän kennt die „Gegend" wie seine Tasche, die Strömungen und die Meerestiefen. Aber auf einmal läßt er loten, setzt er das „Echolot" an: da wird ein Schallsignal zum Meeresgrund hinabgeschickt und die Zeit gemessen, bis es als „Echo" wieder heraufkommt . . . Eine zwanzigstel Sekunde zeigt das Echolot an; der Schall hat also rund 16 Meter zurückgelegt, acht Meter hinunter und acht wieder herauf . . . Nein! Im Wasser pflanzt sich der Schall schneller fort, legt er rund 1440 Meter in der Sekunde zurück. Also hat das Schallsignal des Heringsdampfers 72 Meter hinter sich, und die Nordsee wäre hier nur 36 Meter tief . . . Aber der Kapitän weiß genau: die Meerestiefe beträgt hier an die 200 Meter, und ein Blick auf die Seekarte würde seine Erfahrung bestätigen. Aber das Echolot? . . . Es hat sich ebensowenig geirrt: das Schallsignal ist tatsächlich in 36 Meter Tiefe zurückgeworfen worden; aber nicht vom Meeresgrund, sondern — von einem Heringsschwarm! . . . Von einem jener Schwärme von Heringen, die nach Millionen zählen und dicht gedrängt zu ihren Laichplätzen ziehen, eine mächtige, silbern glänzende „Echowand" . . . Und dieses Wissen wollte der Kapitän aus der Tiefe loten.

Man lotet auch nach Eisbergen in den besonders gefährdeten Gebieten des Nordatlantik; denn nur ein Siebentel ihrer Masse ragt sichtbar über die Wasseroberfläche empor, und hätte die „Titanic", der englische Riesendampfer, auf seiner Jungfernfahrt vor drei Jahrzehnten rechtzeitig gelotet, der Unterwasserzusammenstoß bei Neufundland, der 1500 Menschen das Leben gekostet, wäre wahrscheinlich vermieden worden. Auch Flugzeuge vermögen ihre Flughöhe mit Hilfe des Echolots zu bestimmen, allerdings nur in sehr geringen Höhen — etwa 4 bis 100 Meter — über dem Boden, weil das Echo im „Störnebel" ersticken würde; aber im Tiefflug oder bei Notlandungen, besonders im Nebel, hat es — bevor die drahtlose Welle die Führung der „Z-Z-Landung" übernahm — gute Dienste geleistet. Und sogar als „Wünschelrute" hat sich das Echolot schon bewährt; mit Hilfe der „Schallschürfung" sind Wasseradern oder Erzlager im Boden bestimmt worden: wasserhaltige oder Metallschichten wirken als „Echowand" — wie die Heringsschwärme im Meer! —, werfen den Schall zur Erdoberfläche zurück, und die Schallschürfinstrumente zeigen sogar sofort ihre Tiefenlage an.

*

Die Nacht ist schwarz, die Nacht ist kalt; verdunkelt sind alle Lichter, die Leben künden. Da jault die Sirene über die Dächer hin: Alarm! Man hört sie besser in der Nacht und weiter. Ihr erregender Ton bohrt sich durch vernagelte Fensterhöhlen, durch abgedichtete Türen bis an die Betten des halben Schlafs, der in diesen Nächten üblich geworden ist in Berlin. Dann ist die Stadt eine einzige jagende Hast, minutenlang, bis sie in Kellern und Bunkern und Splittergräben in gespannte Erwartung erstarrt . . . Draußen aber stehen Luftschutzwarte und Selbstschutzmänner auf Horch-



1 Bei einem feuernden Geschütz sieht man zuerst das Aufblitzen des Mündungsfeuers, sogar im gleichen Augenblick des Abschusses
2 Als zweiter „Eindruck" kommt beim Beobachter jedoch — das Geschoß an; denn es fliegt fast dreimal so schnell als der Schall
3 Zuletzt hört man den Abschuß, wenn man nicht gar die Detonation des Geschosses früher hört als ihren Abschuß (das hängt von der Entfernung des Einschlags ab)

posten. Ein gutes und geübtes Ohr ist viel wert in diesen Nächten. Da leuchtet der Himmel zum erstenmal auf vom Mündungsfeuer einer schweren Flak. Nun zählen sie die Sekunden, bis der Knall des Abschusses zu ihnen dringt: an die zehn Kilometer sind es noch... Aber immer kürzer wird der Abstand zwischen Mündungsblitz und Abschußdonner; jetzt schießt die Batterie hier ganz in der Nähe, nun bebt die Erde, und es zittern die Wände... Da, ein neuer Blitz, aber anders: rötlich fast aufstrahlend und den ganzen Himmel erhellend: ein Bombeneinschlag, eine Luftmine vielleicht... Sechs Sekunden später folgt das dumpfe Krachen der Explosion... Also zwei Kilometer von hier!... Die drinnen im Bunker hören es nicht; die fühlen es nur, wie die Erde erzittert; sie sehen's vielleicht: wie die Welle des Luftdrucks die Zeigernadel des Barometers plötzlich ansteigen läßt, wie der Sog sie ebenso rasch wieder herunterreißt... Draußen aber schauen sie und horchen, zählen und schätzen, die Gefahr rechtzeitig zu erfassen für ihren Bereich. Bis es einmal zischt und pfeift, jault und unheimlich gurgelt: eine Bombe jagt zur Erde. Aber die Erfahrung von zweihundert Fliegerangriffen hat es gelehrt: eine Bombe, die man hört, die trifft den Hörer nicht; weil sie schneller ist als der Schall, den sie erzeugt. Und wenn man ihr Krachen erst hört, hat sie ihr Vernichtungswerk längst vollendet.

Zwischen Himmel und Erde tobt weiter die Schlacht, die „Schlacht um Berlin". Die Luft ist erfüllt vom tiefen Brummen der viermotorigen Bomber; das helle, metallische Singen der Jäger mischt sich darein, der an- und abschwellende Ton der Zweimotorigen; fliegende Kanonen krachen hoch oben im Unsichtbaren, Maschinengewehre knattern, Bomben krachen, die Flak feuert aus allen Rohren, leichte und schwere; die ganze schwarze Nacht ist ein einziges, endloses Krachen... Da versagt das Ohr seine Dienste, in diesem Ozean von Schallwellen die einzelnen noch zu unterscheiden, zu ordnen, zu schätzen; da wird es einfach — betäubt.

In Magdeburg oder in Stettin, da stehen sie draußen auf den Straßen und horchen nach Osten oder nach Süden: dumpf brüllt und grollt die Luftschlacht herüber, hundertundfünfzig Kilometer weit... In Leipzig und Dresden, in Hamburg und in Hannover, da hören sie nichts; aber in Breslau oder in Bremen, in Bielefeld oder in Kassel, da hört man sie wieder, die Schlacht. Dazwischen aber, zwischen 150 und 350 Kilometer, liegt die „Zone des Schweigens".

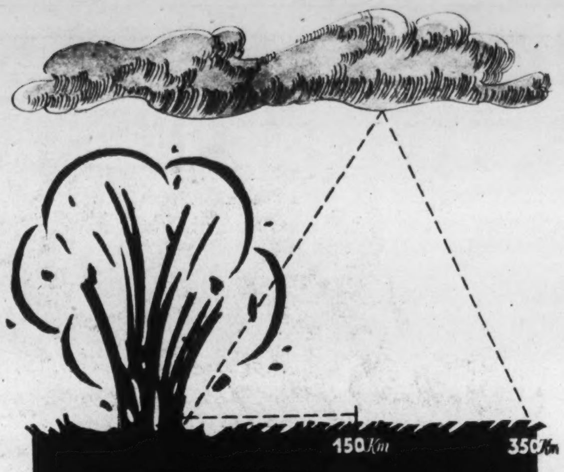
Das ist ähnlich wie beim Rundfunkempfang: es gibt eine „Bodenwelle" und eine „Raumwelle". Die Bodenwelle streicht über die Erde hin, wird bald aufgezehrt von Baum und Strauch, von Haus und Hügel; die Raumwelle aber strahlt zum Himmel hinauf, stößt irgendwo in 40 bis 70 Kilometer Höhe auf eine schall-spiegelnde Luftschicht — bei den Rundfunkwellen ist es die „Heaviside-Schicht" in etwa 100 Kilometer Höhe — wird fast ungeschwächt zur Erde zurückgeworfen und dort als „Raumwelle" empfangen. Zwischen der Reichweite der Bodenwelle und dem ersten Auftreffen dieser Raumwelle ergibt sich die „Zone des Schweigens".

*

Der Schall ist nie Vorbote des Geschehens, sondern stets weit nachhinkender Bote!... Sonst würde nie ein Jäger ein Stück Wild treffen, wenn der Knall des Abschusses es früher erreichte als die tödliche Kugel; aber die fliegt schneller, an die 900 Meter weit in der Sekunde, fast dreimal so schnell als der Schall. Der ist also kein „Eilbote". Zuweilen allerdings kann er seine Schritte merkbar beschleunigen: wenn er, etwa durch eine Explosion, sehr plötzlich und mit einigem Nachdruck auf den Weg geschickt wird; dann schießt er mit einer Geschwindigkeit bis zu 1000 Metern in der Sekunde davon, der Umwelt das Ereignis zu melden; aber schon nach ein paar hundert Metern erlahmt sein Eifer, und er verfällt wieder in seinen alten Trott von 332 Metern in der Sekunde.

Er ist ein langweiliger Herr, der Schall, und, wie alle Unflotten, auch launisch; er liebt natürlich den Rückenwind, weil der ihm seine Arbeit erleichtert; in warmer, feuchter Luft fühlt er sich wohler als in kalter und trockener: bei 16 Grad Wärme läuft er um 10 Meter mehr in der Sekunde, als wenn es friert... Aber es ist gar kein Herr, kein Einzelgänger: es ist — eine ganze Armee von Schallboten, und die geben ihren Auftrag in Stafetten weiter — so etwa kann man sich die Fortpflanzung der Schallwellen vorstellen. Jeder dieser Schalläufer rennt nur eine kurze Strecke und gibt seine „Sendung" an den nächsten weiter; so läuft z. B. der Bote, der unserm Ohr den eben noch hörbaren tiefsten Ton überbringt, nur etwa 20 Meter, und der Kollege, der uns den allerhöchsten Ton übermittelt, sogar nur — etwas über 16 Millimeter, übergibt seine Botschaft dem nächsten Läufer und eilt auf seinen „Standplatz" zurück.

Aber es gibt Schallboten, die viel schneller laufen als die Luftmoleküle. Die Wassermoleküle zum Beispiel, die eilen mit vier- bis fünffacher Geschwindigkeit durch ihr Element, und Glas, Holz und Metall leiten den Schall sogar mit einer Geschwindigkeit von rund 5000 Metern in der Sekunde fort. Luft ist also ein sehr schlechter

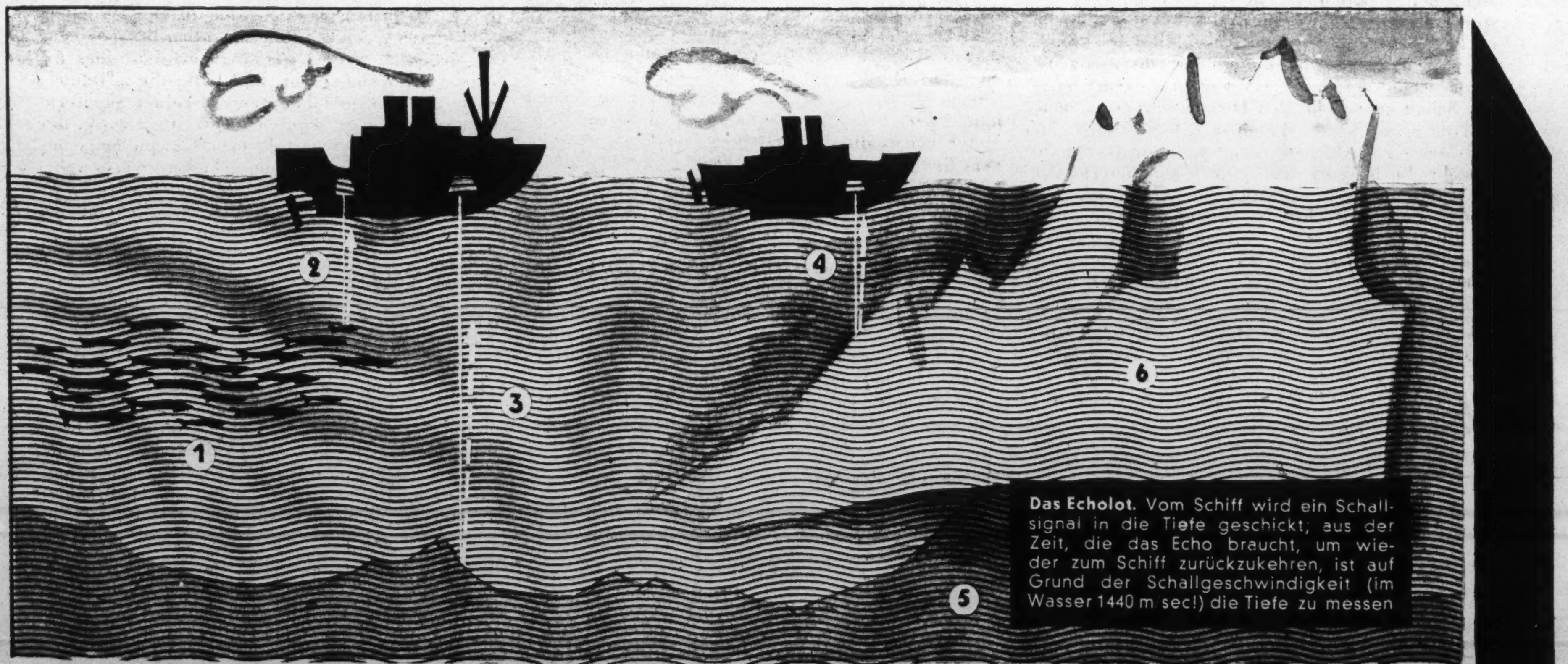


Die „Zone des Schweigens" liegt zwischen der „Bodenwelle" des Schalls und seiner „Raumwelle", die von einer schallspiegelnden Schicht der Atmosphäre auf die Erde reflektiert wird

Schalleiter, und wenn man sie dazu noch in kleine Käfige einsperrt, die ihre Schwingung behindern, wie in Kork etwa, in Polster oder Watte, dann wird sie zum Schallhindernis, fast zum Schallisolator. Es gibt auch den vollkommenen Schallisolator: viele von uns kennen ihn — aus der Physikstunde in der Schule; da sahen wir eine elektrische Klingel unter einer Glasglocke, und wir hörten sie schrillen. Dann setzte der Herr Professor die Luftpumpe an, sog Luft aus der gläsernen Glocke... Je mehr er pumpte, um so leiser wurde das Klingeln, bis es schließlich verstummte... Nun war die Glocke luftleer gepumpt: der Schall hatte keine Boten mehr, den Klang der Klingel der Welt mitzuteilen...

Und wenn eines Tages wirklich der Mond am Himmel zerplatzte: wir würden das Krachen und Bersten wahrscheinlich nie hören; denn der Mond hat keine Lufthülle wie die Erde, und auch auf dem langen Wege zu uns gibt es keine Stafettenläufer, die unserm Ohr das Ereignis melden könnten. Vielleicht, wenn der Weltenraum von Molekülen bevölkert wäre, die den Schall weitertragen könnten: vielleicht trommelte dann auf unsere Ohren pausenlos das Krachen und Bersten und Splittern von Himmelskörpern, von Sternensystemen und ganzen Welten, das Donnern und Dröhnen ewigen Vergehens und Werdens, von dem das All erfüllt ist seit Jahrmilliarden und erfüllt sein wird in alle Zukunft. Denn Neues kann nur werden, wo das Alte berstend zugrunde geht; das ist der ewige Sinn des Lebens...

Zeichnungen: Gefr. Werner Kruse



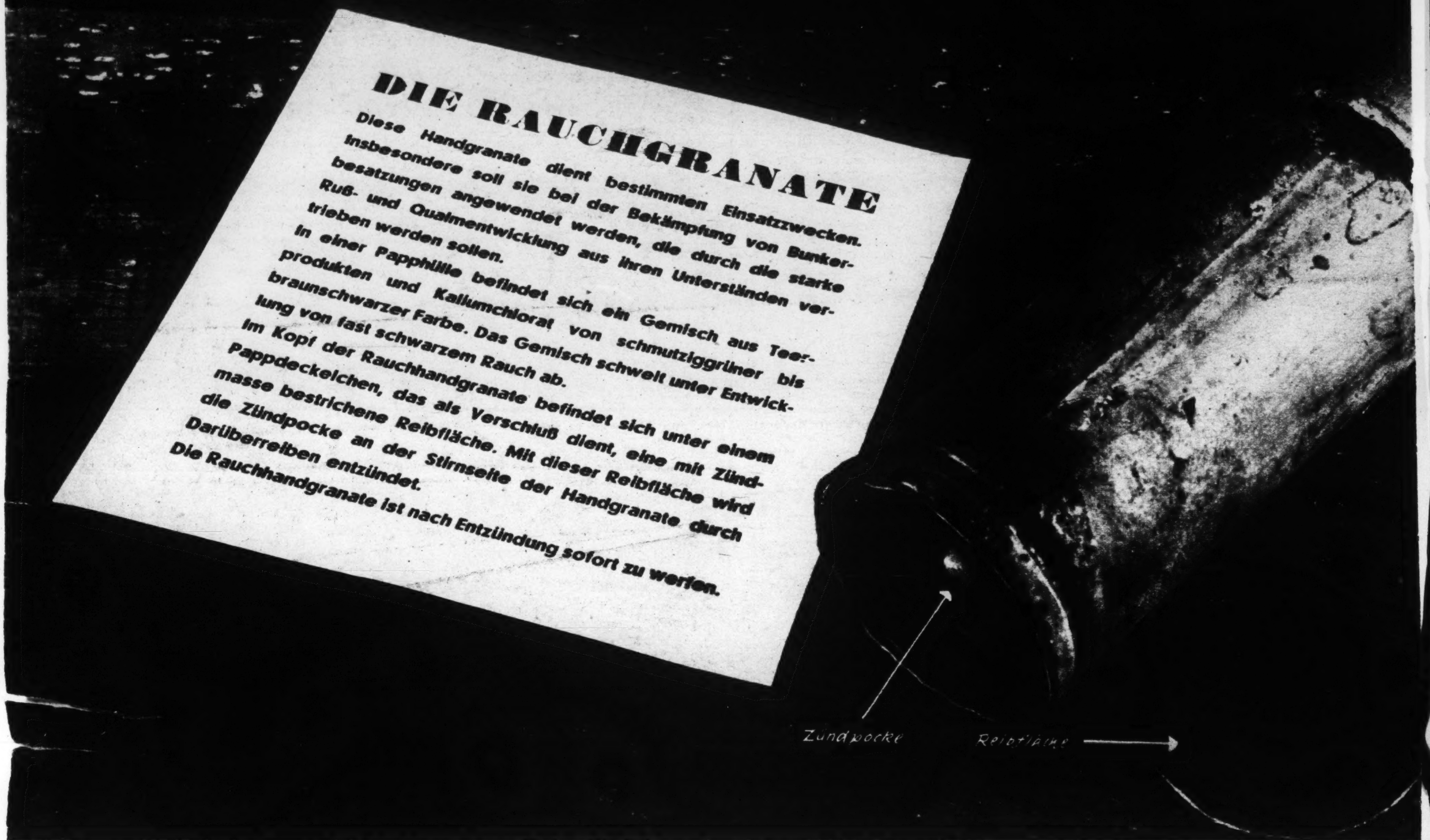
Das Echolot. Vom Schiff wird ein Schallsignal in die Tiefe geschickt; aus der Zeit, die das Echo braucht, um wieder zum Schiff zurückzukehren, ist auf Grund der Schallgeschwindigkeit (im Wasser 1440 m sec!) die Tiefe zu messen

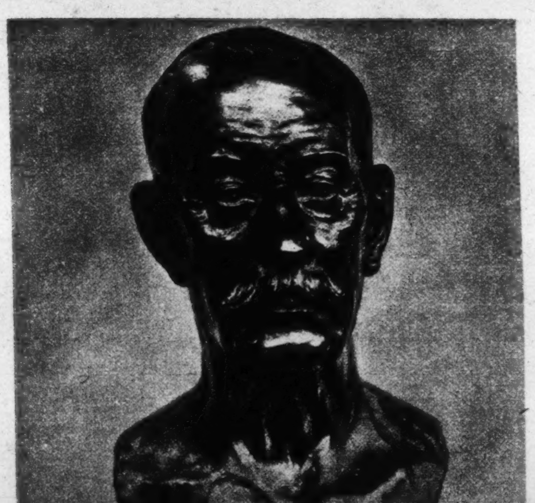
1, 2 Fischdampfer loten nach Heringsschwärmen. Die Schwärme sind gewöhnlich so dicht, daß sie als Schallspiegel wirken und sich durch ein „vorzeitiges" Echo verraten

3 Grundlotung mit dem Echolot. In unbekannten Gewässern vermag das Schiff jederzeit, in schneller Folge, die Meerestiefe bestimmen, um ein Auflaufen auf eine Untiefe zu vermeiden

4, 5, 6 Im Nordatlantik treiben Eisberge..., aber nur ein Siebentel ihrer Masse ragt sichtbar über den Meeresspiegel hinaus. Das Echolot verrät dem Kapitän rechtzeitig die Annäherung an einen Eisberg

DIE RAUCH- UND BRAND-GRANATEN DER SOWJETS





Wer war Schlieffen?

In der Reihe großer deutscher Soldatenpersönlichkeiten wird neben Clausewitz und Moltke als dritter in die Zukunft fortwirkender Denker und genialer Lehrmeister der Führungskunst Graf Alfred v. Schlieffen genannt. Ihm blieb es als Soldat vom Schicksal versagt, die Frucht seiner Gedanken und Pläne auf dem Schlachtfeld zu erproben. Doch lebt er in der Kriegsgeschichte nicht nur allein fort als einer der größten Erzieher des deutschen Heeres, sondern zugleich als einer der modernsten militärischen Denker am Beginn des Zeitalters der Weltkriege mit all den tragischen Konsequenzen für Deutschland als mächtigstem Staat der Mitte.

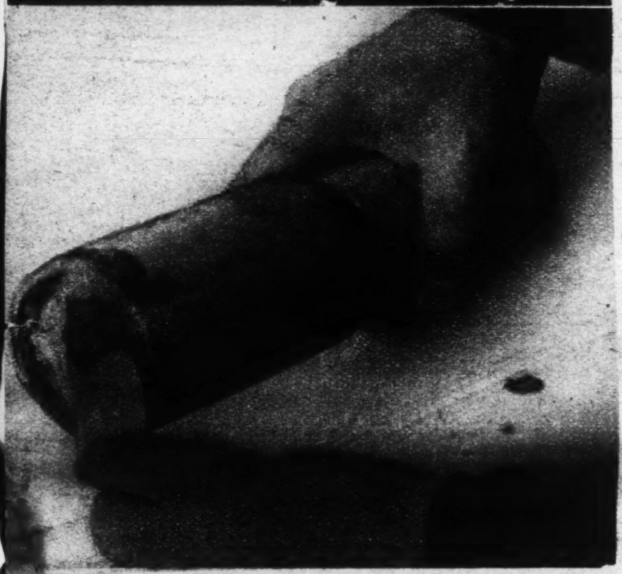
Hellsichtig oder ahnend war Schlieffen die letzten zwanzig Jahre seines Lebens dem Problem des Zweifrontenkrieges gegen zwei übermächtige Gegner nachgegangen. Damit hatte er eine Schicksalsfrage unseres geschichtlichen Daseins aufgegriffen, die auch in der Gegenwart wieder im Vordergrund stehen dürfte, um sie zu seiner Zeit zu lenken und notwendig zu lösen.

Am 28. Februar 1833 in Berlin geboren, begann er 1853 seinen Soldatenberuf, der ihn 1911 als Generalfeldmarschall an die höchste sichtbare Spitze führte. Als zweiter Nachfolger des Grafen Moltke stand er von 1891 bis 1906 als Chef des Großen Generalstabes an einem geschichtlich entscheidenden Platz. Von hier aus wirkte er in der Stille, war Erzieher des Generalstabes, Planer, Denker und Gestalter. Als ein Einsamer lebte er ganz im Stil jenes gültigen Satzes, den er selbst geprägt hatte: „Viel leisten, wenig hervortreten, mehr sein als scheinen . . .“ bis zu seinem Tode am 4. Januar 1913.

Für die Möglichkeit eines Kampfes gegen eine Übermacht auf zwei Fronten, im Westen und Osten, mit der Moltke schon 1871 gerechnet hatte, sah Schlieffen nur ein Mittel: die Operationen auf der inneren Linie, das heißt die Vereinigung aller irgend verfügbaren Kräfte zum vernichtenden Schlage gegen den einen Gegner, während der andere durch möglichst knapp zu bemessende Teilkräfte hingehalten werden sollte. Voraussetzung für eine derartige Operation war die wirkliche Vernichtung des einen der beiden Gegner. Der Gedanke der Vernichtung wurde durch ihn zu einer Grundthese des modernen Krieges gemacht. Dabei wollte Schlieffen, im Gegensatz zu Moltke, zuerst den Gegner aus dem Westen schlagen und gegen den Feind aus dem Osten sich hinhaltend verteidigen. Daraus entstand der Westaufmarsch 1905/06, im landläufigen Sinne als „Schlieffen-Plan“ bezeichnet.

Daher ging in der Praxis sein stetes Streben dahin, das Instrument, mit dem dieser Kampf geführt werden mußte, möglichst stark zu machen. Er war überzeugt, daß Millionenheere straff geführt und „Direktiven“ oder „Weisungen“ oft durch bindende Befehle ersetzt werden müssen. Mit seiner ganzen Autorität setzte er sich für die Ausnutzung der neuzeitlichen technischen Nachrichtenmittel ein, weil er sich völlig klar war, daß nur mit ihrer Hilfe die weiten Räume moderner Kriegsschauplätze schnell und rechtzeitig durchmessen werden können. Er war rastlos bestrebt, die neuesten Errungenschaften der Technik auszunutzen. Da er erkannte, daß der Verteidiger mehr als früher zum Spaten greifen werde, und dadurch die schnelle Entscheidung wesentlich gehemmt werden würde, war sein Bestreben, die Angriffskraft der Truppe durch eine Erhöhung der artilleristischen Leistung zu steigern. Trotz zahlreicher Widerstände gelang es ihm, die Fußartillerie in den Verband des Feldheeres einzugliedern und sie wesentlich beweglicher zu machen. Er schuf damit die „schwere Artillerie des Feldheeres“. Schließlich steigerte er die Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen für militärische Zwecke.

Ein umfassendes Gedankenwerk, die zeitlose Gültigkeit von Erkenntnissen, das Maß einer Persönlichkeit, die zu ihrer Zeit und darüber hinaus Vorbild bleibt, nüchterne, zweckmäßige Umsetzung größter Führungsaufgaben in die Praxis und ihre Folgerungen, die Verwertung der Technik im Rahmen der zeitbedingten Möglichkeiten, alles das umschreibt die Wirkung des großen Soldaten Schlieffen. Er war nicht nur der Begriff tiefgründigen historischen Wissens und unerbittlich strenger Logik, sondern er maß auch den geheimnisvollen Kräften in der Brust des Feldherrn, die oft aller logischen Berechnung spotten, eine entscheidende Bedeutung bei. Er spricht es aus in seiner Studie „Der Feldherr“, daß nur derjenige Führer fähig sei, einen stärkeren Gegner niederzuwerfen, den „etwas Übermenschliches, Überirdisches, nenne man es Genie oder wie man will, durchdringe“. Der Feldherr, der die Übermacht besiegen will, „muß an seine höhere Mission“ glauben.



DAS EI

Oberstleutnant d.R. Rud
Kommandeur eines Grenad
403. Soldat der deutschen

DAS RITT

Oberleutnant d. R. Ha
Kompaniechef in einem Gre

Leutnant d. R. Franz
Kompanieführer in einer Pa

Oberst Martin Berg,
Kommandeur eines Grenadie

Hauptmann d. R. Johan
Kompaniechef in einem Gre

Oberleutnant Hans-Geo
Kompaniechef in einem Pa
Bataillon

Oberst Johannes Bruhn
Artilleriekommandeur eines

Generalleutnant
Erich Buschenhagen,
Kommandeur einer Infanter

Oberst i. G. Erich Det
Chef des Generalstabes in ei
korps

Major Willi Eckardt,
Bataillonskommandeur
in einem Grenadier-Regime

Leutnant d. R. Wolfga
Zugführer in einem Panzer-

Oberst Karl Faulhaber
Kommandeur eines Grenadier

Oberleutnant d. R. Kur
Batteriechef in einem Artille

Oberfeldwebel
Ludwig Fleischmann,
Zugführer in einem Jäger-R

Oberleutnant Ferdinand
Kompaniechef in einem Jäge

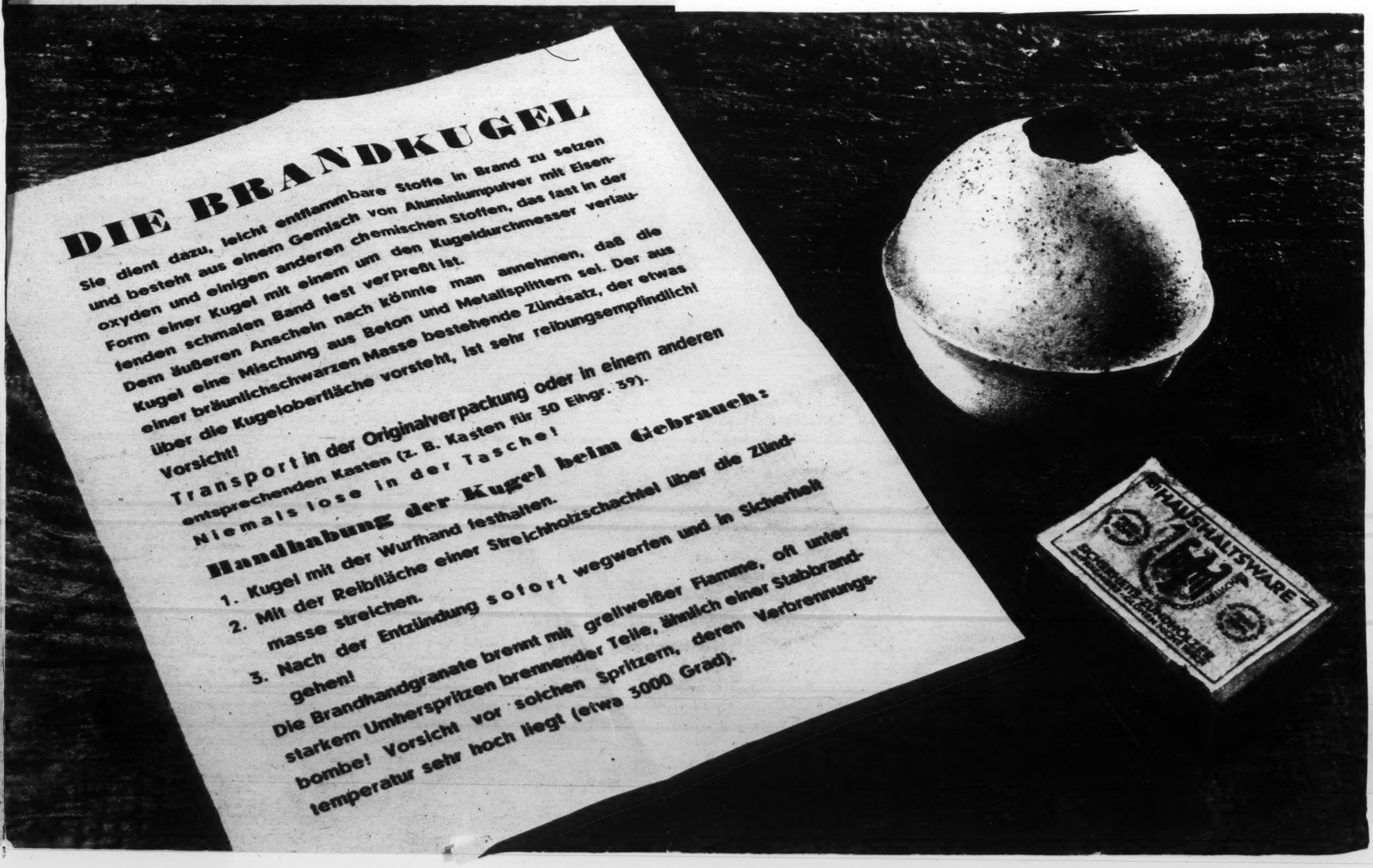
Oberst Gottfried Frölic
Kommandeur einer Panzer-

Unteroffizier Friedrich
Zugführer in einer Aufklärun

Leutnant Otto Gaillinge
Kompanieführer in einem Inf

Major Rudolf Geißler,
Kommandeur eines Pionier-

Leutnant d. R. Martin
Schwadronsführer in einer
Abteilung



Am Brunnen im spiegelnden Wasser

VON HANS SAALFRANK

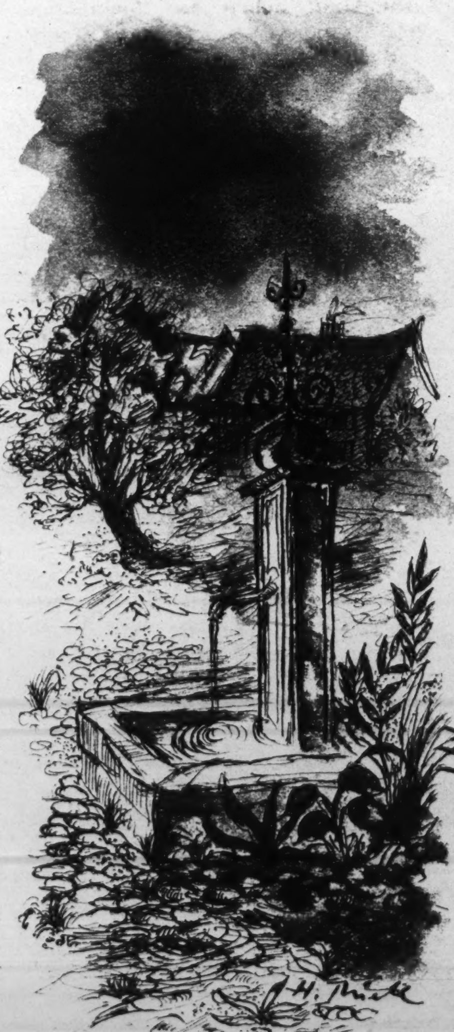
Du mußt einmal am Brunnen stehen in der glasklaren Frühe oder abends, wenn die Schatten über das Dorf fallen und kein Mensch mehr auf den Gassen weilt, nur die Hofhunde bellen oder ein irregewordener Hahn kräht.

Dann ist es so still um dich, und der Brunnen plaudert; alles, was er am Tage sieht, plaudert er aus. Du brauchst ihm nicht einmal Antwort zu geben, denn die Worte perlen ihm nur so vom Mund. Allein mußt du sein und ein wenig dein inneres Ohr offenhalten, dann hörst du wohl auch eine schöne Geschichte vom Leben draußen.

Der Morgen wirft schon einen grüngelben Schein an den Himmel, da flattern schon die Vögel herzu und netzen ihre Schnäbel im Becken. Dann spiegelt sich kräuselnder Rauch aus Kaminen in dem Geblink des Brunnenwassers. Die Menschen stehen auf, Türen klappern in den Häusern, Vieh brüllt hungrig aus den warmen Ställen. Da schwabert der Eidenhofer Knecht herüber und der Loisentoni (schon mit der Pfeife im Mund). Sie füllen die Eimer, und schläfrig noch humpeln sie davon, sie hören ja nicht das Geplauder des Brunnens. Aber die flinke Resl vom Bürgermeister, eine saftige, dralle Dirn, sie springt herzu und lacht sich selber an im spiegelnden Wasser, und der Brunnen freut sich über die blanken Augen, die er mit seinem Wasser benetzen darf. Ja, die Geschichte von der Resl! Sie hat halt einen Liebsten, der gerade auf Urlaub zu Hause ist, und daher hat sie wohl auch die blanken Augen und das freudig-wirbelnde Gehaben. Blanke Weiber oder auch breite, behäbige Mägde klappern holzbeschuht daher und füllen die Eimer. Husch, husch, zum Plauschen ist es noch zu kalt, sie wandern wieder schlürfend und ein wenig noch schläfrig in die Kaffeestuben und Dönsen hinein, lachen einmal oder schelten auch dazwischen mit den Langschläfern. Dann rauscht ein Lastwagen vorüber, stadtwärts, der Kaufmann Pichler schaut schon selbstbewußt, mit sauberem Stehkragen, aus dem Führerhaus. Der Einkaufstag in der Stadt, das ist nun mal sein Fest. Da probiert er die Weinderl und kuschelt mit den Kellnerinnen. Er ist schon ein sauberer Herr, dieser Krämer! „Auch dein Hochmut legt sich", denkt der alterfahrene Brunnen.

Beim Schullehrer zieht die junge hübsche Frau Sofie auch schon die Gardinen hoch. Da schlägt die alte Turmuhr droben die sechste Morgenstunde, und dem Brunnen ist es ein kameradschaftlicher Gruß des alten Wächters, der auch nie zur Ruhe kommt. Der Tag hat begonnen und auch die Brunnengespräche. Sie ranken sich in den neuen Tag hinein wie der blanke Efeu am Schulhaus drüben. Der alte Thomas steht da und nimmt genießerisch eine Prise, die Viehhändler mit gelben und weißen Mänteln umringen ihn. Er vermittelt Käufe und schmust überall ein wenig herum, er weiß alles, er ist überhaupt ein verkappter Schulze. Da saust ein großer Schlächterhund daher, hängt die rote Zunge ins Wasser, schlürft und huscht auch schon wieder davon. Dann füllen die Schulkinder plappernd, singend ihre Schwammbüchslein am Becken, und dann kommt auch schon die Grünzeugfrau mit ihrem Gemüswägelchen gezogen. Sie schlägt am Brunnen ihren Verkaufsstand auf und bringt Neuigkeiten mit von den Orten da draußen. Ja, der Brunnen muß vieles anhören, und er sagt dir alles, wenn du nächtlicherweile stillstehst und mit offnem Ohr ein wenig hineinhorchst in das Geplätscher. Je höher die Sonne steigt, um so mehr Leben umquirlt den Brunnen. Die Weiber stehen oft ausdauernd im Geplapper, der Schutzmann verweilt auch, weil er von hier das ganze Dorfrund mit einem gestrengen Blick übersieht.

Es hastet vorüber, das bunte Leben. Das Lachen der Mädchen ertönt. Peitschenknall von fröhlichen Fuhren, der Laut der Tiere und der Schlag der Uhrglocke. Der Brunnen steht mittendrin im pulsenden Leben, und



Zeichnungen: Obgefr. Herbert Thiele

Eine Loreley von heute — Aufnahme: Urs Lang-Kurz

UNSERE KNOBELECKE

Kreuzgitter

A				M		R		■	S	■
■	i	■	R	■	O	■	D	■		■
		U		i		Z		L		
■		■	E	■	U	■	R	■	A	■
■	E	■		A		S				Z

In die freien Felder der Figur sind Buchstaben einzusetzen, so daß ein Gitterwerk sich kreuzender Wörter entsteht. Die Erklärungen der Wörter sind unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur angegeben. Die bereits eingetragenen Buchstaben dienen zur Kontrolle.

Stadt in Frankreich — Seebad auf Rügen — Schlingpflanze — Gewinnanteil bei Aktiengesellschaften — Sommerfrische in Thüringen — Zukost — Schloß bei Granada — Blutgefäße.

Silbenband

1	3	5	7	9	11	13	15
☐		☐		☐		☐	
2	4	6	8	10	12	14	16

a — a — a — an — blut — e — en — gel — lu — na — ne — o — pi — ra — raz — si — sta — ta — tur — zi.

Vorstehende Silben sind derart in die Felder der Figur einzutragen, daß man von oben nach unten Wörter erhält, von denen je zwei die Mittelsilben (im stark umrahmten Feld) gemeinsam haben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1—2 Viehfutter, 3—4 Hauptort auf Samoa, 5—6 Frühlingsgöttin, 7—8 Teil der Schreibmaschine, 9—10 polizeiliche Durchsuchung, 11—12 Gebirgspflanze, 13—14 Saugwurm, 15—16 Stadt in Italien.

Bei richtiger Lösung nennen die Mittelsilben, von links nach rechts gelesen, eine Gewürzpflanze.

Geichung

A + B (—p) + C (—m)
+ D (—k + n) = X

A = Strom in Sibirien, B = Schmuckstück, C = gute Eigenschaft, D = großer deutscher Denker, X = Wehrmachtdienstgrad.

WER HAT'S GERATEN?

Kreuzgitter: Arles, Saßnitz, Liane, Bonus, Paulinzella, Salat, Alhambra, Adern.

Silbenband: 1—2 Lupine, 3—4 Apia, 5—6 Ostara, 7—8 Tastatur, 9—10 Razzia, 11—12 Enzian, 13—14 Blutegel, 15—16 Siena. — Pistazie.

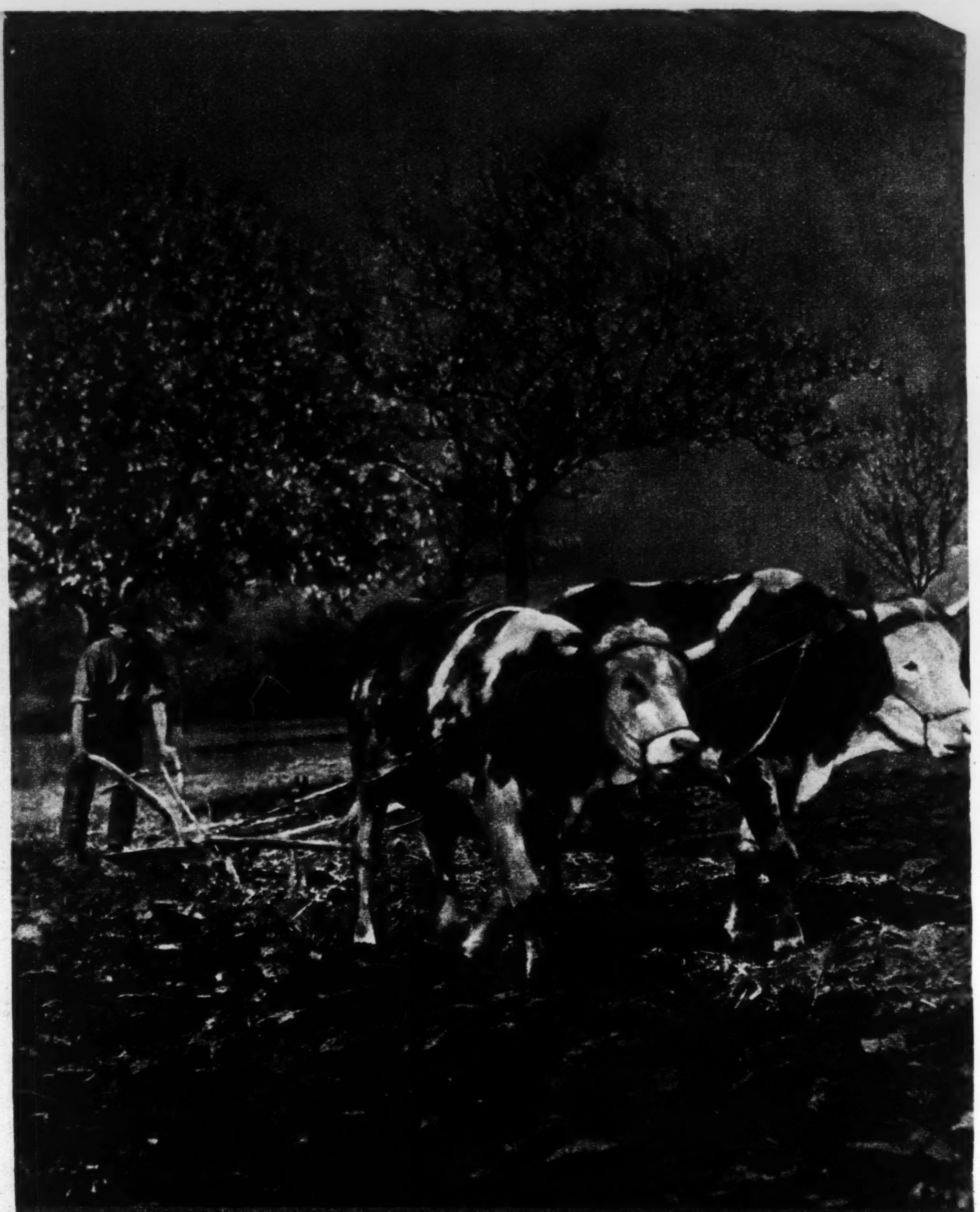
Gleichung: Ob + Perle (—p) + Mut (—m) + Kant (—k + n) = Oberleutnant.

er ist ein gar wichtiger Mittelpunkt, das wollen wir ruhig behaupten! Und wenn du abends still, vielleicht einsam, vor ihm stehst und neben dem Rauschen der alten Ahornbäume seine ewig-perlende Rede vernimmst, da ist er auch richtig stolz darauf. Und wenn du gar gut bei Laune sein solltest, dann erzählt er dir auch eine Liebesgeschichte oder etwas Ernst-Trauriges aus den Häusern der Menschen da herum. Oder von alten Zeiten, da Goethe am Brunnen auf seiner Reise nach Karlsbad hier haltgemacht oder Jean Paul hier vorüberwanderte.

Du bist dann fröhlich oder sinnend geworden und hörst noch lange das silberne Geplapper, wenn du schon heimwärts gehst und das Dorf wie ausgestorben liegt.

Ja, so ein Brunnen hat es gut, das Leben kommt zu ihm und kreist um ihn, bunt, hundertfältig, wie es eben mal ist. Und er steckt immer voller Weisheit, er weiß von sprudelnder Jugend, von Liebe, von Lachen und Weinen, vom Glück und Zerbrechen der Zeiten, vom sinnenden Alter und hohen Nächten der Geheimnisse — und letztlich spiegelt sich das ganze Leben da drinnen ohne die Mäntelchen, die wir Menschen dem Leben umhängen.

Die Dorfhäuser und die alten, noch immer glühenden Ahornbäume beschatten unseren Brunnen, und wir gehen ein andermal gerne wieder vorüber.



„Zeigt [illegible] Kameraden", schreibt uns Angelika Seidel, unsere junge Bildberichterin, dazu. „Denn wenn sie sehen, daß in der Heimat schon der Frühling einzieht, dann werden sie wissen, daß er auch bei ihnen im Osten nicht mehr allzu weit sein kann. Es ist der alte, liebe, deutsche Frühling noch, mit grünenden Bäumen, mit dem herben Erdgeruch. Ich hatte lange still und andächtig dagestanden, ehe ich über das Feld ging, um den pflügenden Bauern aufzunehmen."

Erziehung leicht gemacht

Wie lächerlich einfach das Erzieheramt ist, wenn man alle Winke der Eltern beachtet, mag der Fall Karli zeigen.

Gleich am ersten Schultag bittet mich die Mutter:

„Haben Sie nur recht viel Geduld mit unserem Karli! Er ist ja ein so zartbesaitetes, empfindsames Menschenkind! Sehen Sie doch: diese treuen Augen! Ist es nicht ein Prachtkerlchen? Karli braucht unsäglich viel Liebe und Nachsicht! Er muß wie ein rohes Ei behandelt werden!"

Karli kommt also auf meine Liste der rohen Eier.

Nach einiger Zeit besucht mich Karlis Großmutter. Sie ist mit dem Schlendrian ihrer Schwiegertochter in Erziehungsfragen nicht einverstanden und legt mir nahe:

„Seien Sie nur mit Karli recht streng! Wie er seiner Mutter über den Mund fährt — also, das sollte **m e i n** Junge sein! Er ist mit seinen sechs Jahren schon ein richtiges abgebrühtes Rauhbein! Lassen Sie sich ja nicht durch sein lammfrommes Getue imponieren! Das ist ein ganz Ausgekochter! Knüppeldick hinter den Ohren hat er's!"

In meinem Merkbuch finden sich hinter Karli nunmehr die Stichwörter: rohes Ei, ausgekocht, abgebrüht, zartbesaitet, Rauhbein mit treuen Augen, knüppeldick hinter den Ohren, Prachtmensch!

Anna, die Stütze, läuft mir über den Weg, nicht ganz zufällig; sie möchte mir einmal unter vier Augen ihr Herz ausschütten!

„Herr Lehrer, können Sie denn unsern Karli nicht einmal ganz gehörig hochnehmen? So etwas von Faulheit ist mir noch nicht vorgekommen! Wenn ich ihn nicht antreibe, macht er überhaupt keine Schularbeiten! Nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich mußte Ihnen über den Halunken einmal reinen Wein einschenken!"

Mein Merkbuch wird um die immerhin bedeutsame Feststellung bereichert, daß das rohe, ausgekochte Ei obendrein ein faules Ei ist!

Schließlich läßt sich bei Gelegenheit auch der Vater sehen.

„Na, wie macht sich denn unser Karli? Er hat seine Mucken, aber sonst ein patentes Kerlchen, was? Wenn er was ausfrißt, dann ziehen Sie ihm nur die Hosen straff! Bei so einem gewichsten Jungen muß man auf der Hut sein! Der liebe Gott hat Jungen ihr Hinterviertel nicht zum Vergnügen gegeben! So ein paar Wohlgefielte sind später einmal die schönsten Erinnerungen!"

Jetzt kann ich darangehen, die mir aufgegebenen Stichwörter zu einer ganz klaren Charakteristik in die Reihe zu bringen:

Was ist Karli? Ein widerspenstiges Prachtkerlchen, ein zartbesaitetes Rauhbein, ein empfindsamer, patenter Halunke.

Besondere Kennzeichen? Treue Augen, knüppeldick hinter den Ohren.

Was braucht Karli? Unsäglich viel Liebe und zu Erinnerungszwecken möglichst viel Hiebe.

Wie muß Karli behandelt werden? Wie ein rohes, ausgekochtes, gewichstes, faules Ei.

Jetzt weiß ich Bescheid. Jetzt weiß ich ganz genau, was ich zu tun und zu lassen habe. Wenn man alle liebenswürdigen Fingerzeige der Eltern und Verwandten beachtet, dann ist ja das bißchen Erziehungskunst so lächerlich einfach . . .

Verlagsleiter: Maximilian Künzner (im Wehrdienst), i. V.: Georg Macknow, Berlin, Hauptschriftleiter: i. V. Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18—25, Fernruf: 174721, Postscheckkonto Berlin Nr. 332 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18—25

E H P V

Staatsschauspieler Heinrich George, einer der großen deutschen Darsteller, der auch im Auslande mit seiner Kunst für die ewigen Werte unserer Kultur stritt, in drei charakteristischen Rollen.

Meister der Maske

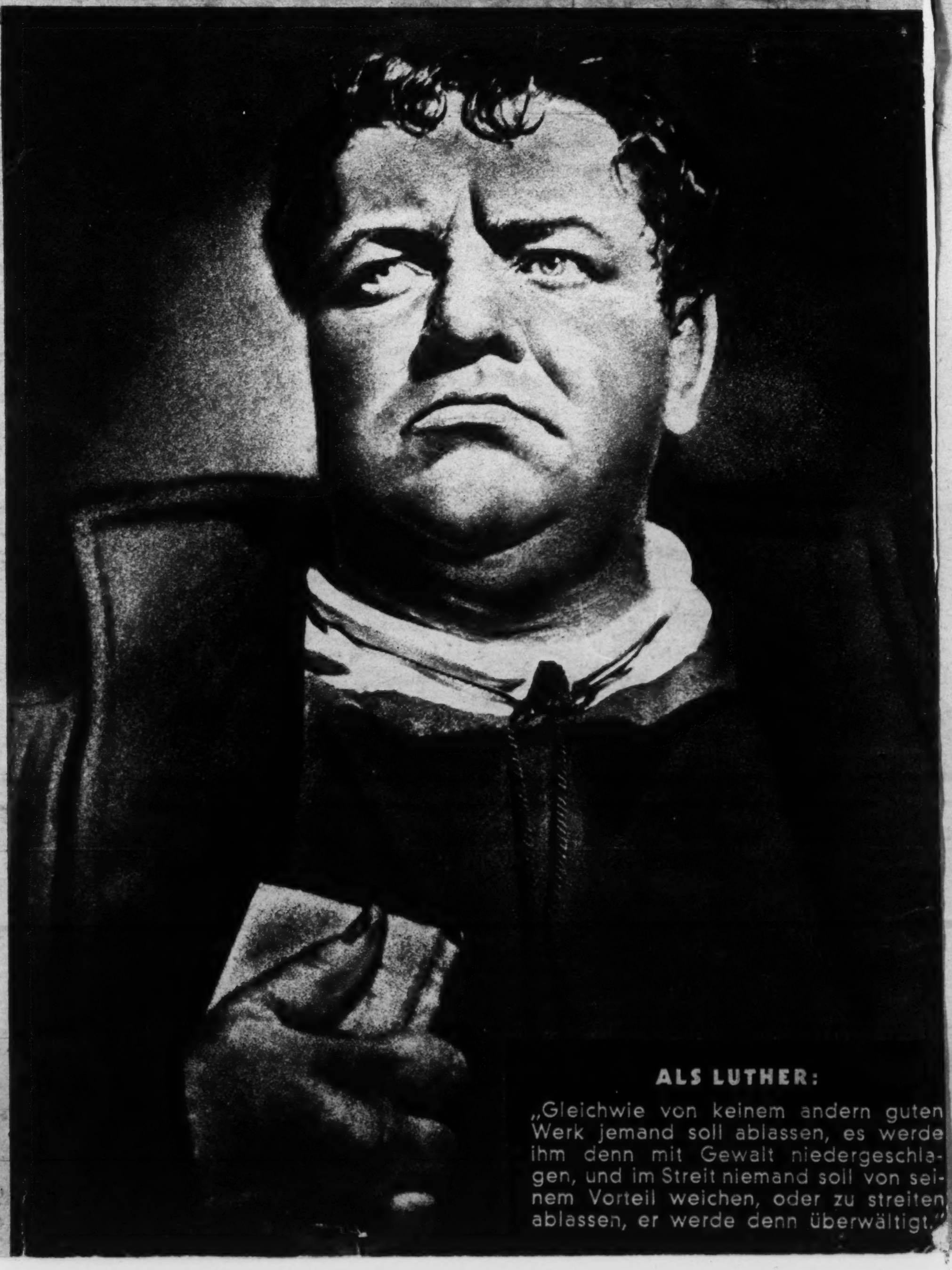
ALS GÖTZ VON BERLICHINGEN:

„Wollte Gott, es gäbe keine unruhigen Köpfe in ganz Deutschland, wir würden noch immer zu tun genug finden. Wir wollten die Gebirge von Wölfen säubern, wollten unserm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen und dafür die Suppe mit ihm essen. Wär' uns dies nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern, wie Cherubin mit flammenden Schwertern, vor die Grenzen des Reiches gegen die Wölfe, die Türken, gegen die Füchse, die Franzosen lagern und zugleich unsers teuren Kaisers sehr ausgesetzte Länder und die Ruhe des Reiches beschützen!"

Aufnahmen: Rosemarie Clausen

ALS FALSTAFF:

„Da seht, welch ein Hanswurst aus dem Verstande werden kann, wenn er auf verbotenen Wegen schleicht."



ALS LUTHER:

„Gleichwie von keinem andern guten Werk jemand soll ablassen, es werde ihm denn mit Gewalt niedergeschlagen, und im Streit niemand soll von seinem Vorteil weichen, oder zu streiten ablassen, er werde denn überwältigt."